

BERTRAM & SCHULMEYER

PLÖTZLICH MILLIONÄR!



KARIBU

BERTRAM & SCHULMEYER

**PLÖTZLICH
MILLIONÄR!**

KARIBU

Für 1-West, Tübingen

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



I. Auflage

Erstmals erschienen als Broschurausgabe 2024

© 2020 Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14a, 80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag- und Innenillustrationen: Heribert Schulmeyer

Umschlaggestaltung: Antje Warnecke

Layout & Satz: Büro 18, Friedberg

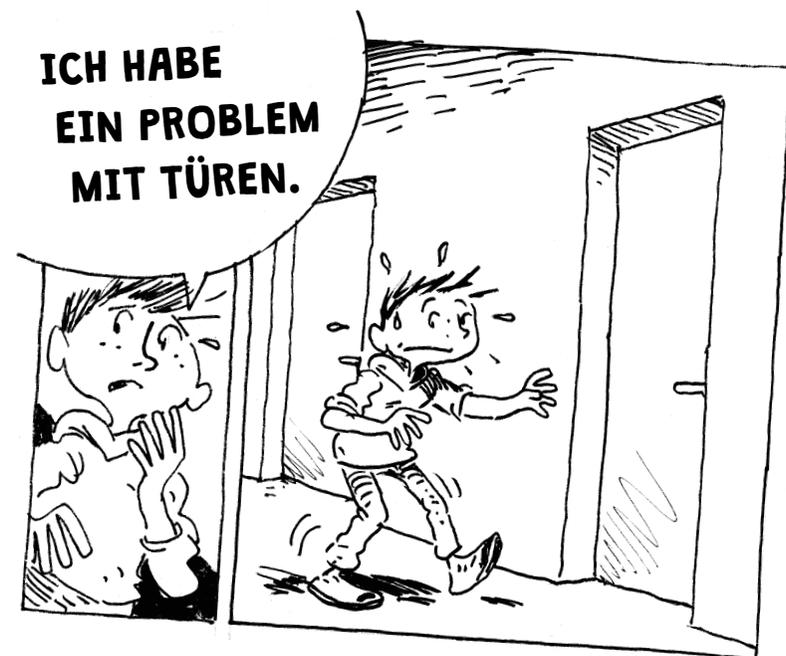
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-532-6

Printed in Germany

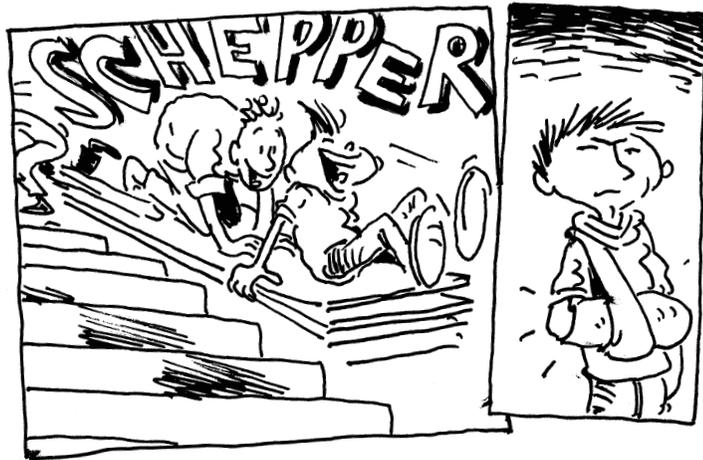
www.karibubuecher.de

I.
Klotür ins Irgendwo



Ich dachte, ich sag das lieber gleich.
Damit sich nachher keiner wundert.

Das heißt jetzt nicht, dass ich überall blaue Flecken habe, weil ich ständig gegen Türrahmen laufe oder so. Ich verliere auch nicht jeden zweiten Tag meine Schlüssel und muss dann vor unserer Haustür warten, bis meine Eltern endlich Feierabend machen. Und es geht auch nicht um das eine Mal, wo ich auf einer ausgehängten Tür das Treppenhaus unserer Schule runtergesurft bin. Das war damals gar nicht meine Idee, sondern die von Masud. Obwohl ich es dann war, der sich den Arm gebrochen hat und Masud gar nichts passiert ist, weil der im Urlaub am Atlantik schon mal einen Surfkurs gemacht hatte und ich nicht.



Solche Sachen meine ich nicht.

Mein Problem mit Türen ist ...

Wie soll ich euch das sagen, ohne dass ihr mich jetzt für komplett bescheuert haltet?

Das ist echt nicht so leicht, weil ich es bis heute noch nie jemandem erzählt habe. Wirklich nicht. Noch nicht mal meiner Familie oder Masud, obwohl der mein allerbestester Freund ist.

Deswegen müsst ihr mir versprechen, dass ihr nicht lacht oder mich in eine Klinik einweisen lasst.

Abgemacht?

Gut, die Sache ist nämlich die: Wenn ich eine Tür öffne und dann da durchgehe, kann es sein, dass ich nicht in dem Raum dahinter lande, sondern irgendwo ganz, ganz anders.

Ich glaube, es ist leichter, wenn ich euch ein Beispiel gebe. Dann könnt ihr euch das ein bisschen besser

vorstellen. Vor zwei Monaten wollte ich zu Hause nur kurz in die Küche, um was zu trinken.

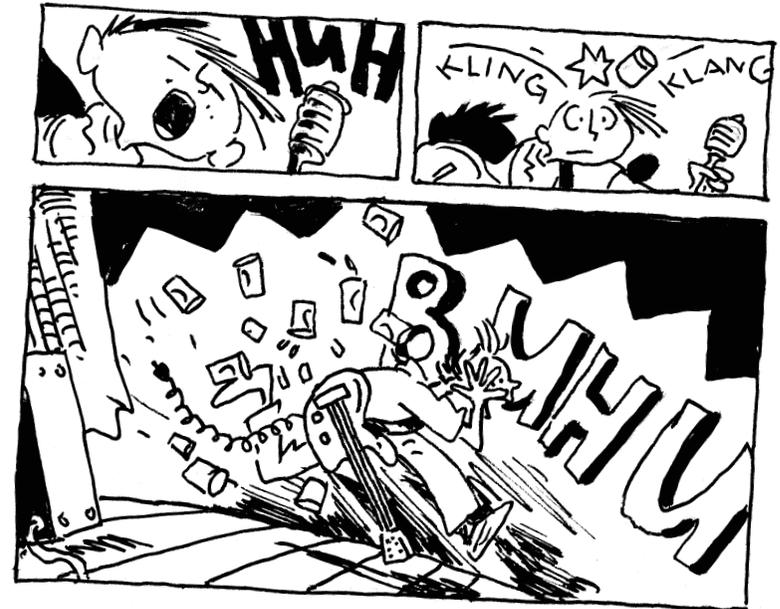
Und wo bin ich gelandet, als ich die Tür geöffnet habe?

Nicht in der Küche jedenfalls, das könnt ihr mir glauben.

Ich stand plötzlich mitten auf einer Bühne, hatte eine Gitarre um den Hals und ein Mikrofon vor der Nase. Und ich war auch nicht allein. Hinter mir stand eine Band, und vor mir waren Tausende Menschen, die mich mit ihren Handys gefilmt haben. Das waren die schlimmsten Minuten meines Lebens, weil ich es nicht besonders mag, im Mittelpunkt zu stehen. Vor allem aber, weil ich überhaupt nicht singen kann.

Kein Stück.

Zum Glück war da so ein kleiner Monitor auf dem Bühnenboden. Da konnte ich wenigstens die Songtexte ablesen. Irgendwann haben die Besucher angefangen, zu pfeifen und mich mit ihren vollen Pappbechern zu bewerfen. Ich war heilfroh, als ich von der Bühne wieder runterkam.



Es hat dann aber noch ewig gedauert, bis ich nach dem Auftritt eine Tür gefunden habe, die mich wieder zurück in unsere Küche gebracht hat.

So was passiert nicht bei jeder Tür, die ich öffne, und das macht es für mich so unberechenbar. Und auch so unheimlich. Ich kann zehn Türen öffnen, und nichts geschieht, und bei der elften bin ich plötzlich Sklave in Ägypten und muss helfen, die Pyramiden zu bauen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Ihr müsst euch das vorstellen wie so ein Paralleluniversum. Davon habt ihr vielleicht schon mal gehört. Es gibt Physiker, die glauben, dass es neben unserer Welt Millionen anderer Welten gibt, in denen jeder von uns ein völlig anderes Leben führt. Wir kennen aber natürlich immer nur das, in dem wir uns gerade befinden. Und normalerweise kann niemand zwischen den verschiedenen Paralleluniversen hin- und herwechseln.

Ich schon.

Ich muss nur die falsche Tür erwischen und SCHWUPPS bin ich drüben. Keine Ahnung, warum. Vielleicht ist das so eine Art Mutation oder eine Krankheit, was weiß ich. Ich weiß nur, dass ich bei Türen vorsichtig bin und lieber anderen den Vortritt lasse, wenn es darum geht, eine zu öffnen.



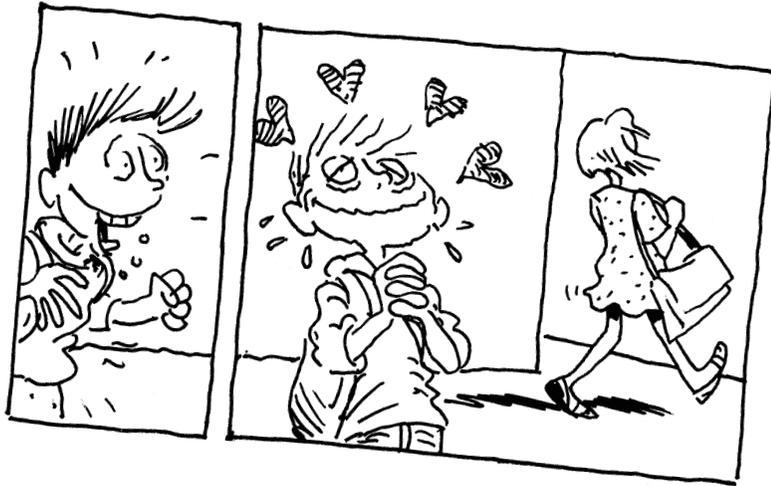
Genau wie jetzt.

Ich stehe auf dem Schulflur direkt vor den Jungenklos. Bis zu diesem Augenblick war der Tag ganz gut gelaufen, weil ich es geschafft hatte, nicht eine einzige Türklinke anzufassen. Meine Zimmertür lehne ich immer nur an, ins Bad bin ich direkt nach meiner kleinen Schwester geschlüpft, und die Haustür hat mir mein Vater aufgehalten, als er mich zur Schule verabschiedet hat. Die Türen zum Bus öffnen sich von alleine, und die großen Glastüren, die in unsere Schule führen, gehen morgens sowieso nie zu, weil sich zur ersten Stunde so viele Kinder da durchdrängen. Und weil ich nicht der Erste war, stand die Tür zu unserer Klasse auch schon offen.

Es war der perfekte Morgen.

Ganz ohne Risiko, auf einmal irgendwo zu landen, wo ich nicht hinwollte.

Hätte überhaupt nicht besser laufen können, auch weil Miriam dieses Kleid mit den Punkten trug, was ich so mag. Miriam geht in meine Klasse, und wenn sie



nicht guckt, gucke ich. Aber nur von Weitem, sie anzusprechen habe ich mich noch nie getraut. Nicht, dass ich Probleme mit Mädchen hätte. Mit anderen kann ich stundenlang quatschen und Blödsinn machen. Mit Miriam nicht, und das liegt wahrscheinlich daran, dass ich die anderen nicht so mag wie sie. Klingt irgendwie dämlich, ist aber so.

Doch jetzt in der ersten großen Pause ist meine Glückssträhne zu Ende, weil ich dringend pinkeln muss und die Klotür zu ist. Es ist so eilig, dass ich schon meine Beine verknote, damit ich mir nicht in die Hose mache. Aber lieber sehe ich aus wie ein Vollidiot, als

diese blöde Klotür zu öffnen, um dann vielleicht plötzlich irgendwo in einer winzigen Trapperhütte in Kanada oder in der Kajüte eines Öltankers zu landen.

„Hey, du Vollidiot! Was ist los mit dir, Leo? Ist das ein neuer Tanz, den du da übst? Bist du jetzt Primaballerdingsbums oder was?“

Masud kommt auf dem Flur auf mich zu, und das mit dem Vollidiot ist nicht böse gemeint. Wir reden immer so miteinander, weil wir gute Freunde sind. Da gehört das dazu.

„Das heißt Primaballerina, nicht Primaballerdingsbums, du Idiotenkaiser“, antworte ich, und auch das ist nicht böse gemeint. Eher das Gegenteil, obwohl sich das für Außenstehende vielleicht komisch anhört.



„Kannst du mir kurz die Tür aufmachen?“ Ich tue einfach so, als hätte ich seine Fragen nicht gehört.

„Ich soll dir die Klotür aufmachen? Spinnst du?!“

Masud sieht mich an, als hätte ich ihn gerade darum gebeten, mir den Hintern abzuwischen.

„Das war eine höfliche Bitte, du Oberdepp! Also, was ist jetzt?“

„Ich bin doch nicht dein Pfleger! Aber ich bin mir fast sicher, du schaffst das auch allein. Ich glaube an dich, obwohl du ein Idiot bist.“ Masud klopf mir aufmunternd auf die Schulter und geht weiter.

Ich kann Masud verstehen. Das muss ja wirklich seltsam klingen, wenn man nicht komplett gelähmt ist und trotzdem darum bittet, dass einem wer die Toilettentür öffnet.

Manchmal nehme ich mir deswegen extra viele Schulbücher mit in die Pause.

Wenn man beide Hände voll hat, ist es völlig normal, dass man jemand freundlich fragt, ob der einem kurz mal die Tür aufmacht.



Dann guckt keiner doof. Nicht so wie Masud gerade eben.

Oder ich. Ich besonders, und das liegt nicht nur daran, dass der Druck auf meiner Blase immer schlimmer wird. Dass ich so doof gucke, liegt vor allem an Miriam, die über den Flur direkt auf mich zugelaufen kommt. Nicht, weil sie zu mir will. Ganz bestimmt nicht. Sondern nur, weil die Jungenklos genau auf dem Weg zum Schulhof liegen. Es gibt auch keine Abzweigung mehr, die sie nehmen könnte, und das bedeutet, dass sie gleich bei mir sein wird, während ich mit verknoteten Beinen vor der Klotür stehe und mir Schweißtropfen von der Nase auf mein T-Shirt tropfen.

Miriam ist jetzt nur noch wenige Meter von mir entfernt. Zum Glück schaut sie mich nicht an, weil sie sich mit einer Freundin unterhält. Wenn ich mich nicht bewege, aufhöre zu atmen und ganz starr stehen bleibe, bemerkt sie mich vielleicht gar nicht. Oder sie hält mich für eine dieser hässlichen Gipsfiguren, die die Kunst-AG verbrochen hat und die überall in unserer Schule rumstehen.

Sie ist schon fast an mir vorbei, als sie dann doch zu mir rüberschaut und mir ein winziges Lächeln schenkt. „Hallo Leo“, sagt sie, und das ist zu viel für mich. Ich schließe die Augen, reiße die Tür auf und verschwinde dahinter. Es ist mir in dem Moment völlig egal, ob ich plötzlich ganz oben auf dem Empire State Building oder dem Eiffelturm stehe. Ich will einfach nur weg, um nicht mit ihr reden zu müssen. Weil ich nicht weiß, was ich sagen soll. Und wenn ich es doch wüsste, käme bestimmt nur was Saublödes dabei raus. Auf der anderen Seite der Tür angekommen, warte ich noch einen Moment, bevor ich mich traue, meine Augen wieder zu öffnen.

Wow!

Was soll ich sagen?

Meine Sorge war völlig unbegründet, diesmal ist nämlich überhaupt nichts passiert. Ich bin im Waschraum unserer Schule gelandet, genau da, wo ich hinwollte. „Yeah! Yeah! Yeah!“, rufe ich, und dann gleich noch einmal: „Yeah!“



„Alles okay mit dir?“ Ein Junge steht am Waschbecken und dreht sich zu mir um. Seine Augen sind zwei riesengroße Fragezeichen.

„Ja, ja, alles gut. Wir haben nur eine Mathearbeit zurückbekommen, und ich habe diesmal ausnahmsweise keine Fünf“, schwindele ich.

„Kann ich verstehen“, sagt der Junge, der anscheinend auch keine Matheleuchte ist.

Ihm die Wahrheit zu erklären, wäre viel zu kompliziert gewesen, und wahrscheinlich hätte er mir die ganze Türen-Sache sowieso nicht geglaubt.

Aber für mich ist das halt wirklich immer etwas ganz

Besonderes, wenn ich eine Tür öffne und dann tatsächlich da rauskomme, wo ich auch hinwollte. Ich bin so froh und glücklich, dass ich schnell zu einer der Kabinen gehe, um endlich in Ruhe pinkeln zu können. Das mache ich nicht gerne, wenn noch jemand anders im Raum ist. Ich drücke die Klinke runter, öffne die Kabinentür und stehe ...

2. Duell im Flur

FLASH! ... plötzlich in einem fremden Wohnzimmer.



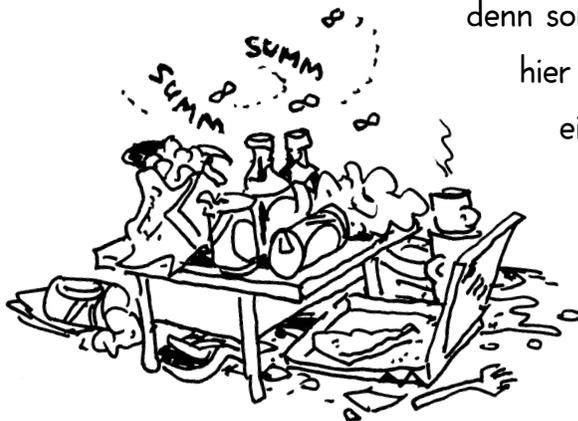
Ein Mann um die vierzig sitzt auf einem Sofa. Er hat lange, fettige Haare, trägt trotz der Bullenhitze in dem Raum eine schwarze Lederjacke und darunter ein noch schwärzeres T-Shirt mit dem Aufdruck einer Heavy-Metal-Band. Vor ihm auf dem Tisch und auf dem Boden stapeln sich überall leere Bierdosen. Es sieht aus, als hätte der Mann sein ganzes Vermögen in Pfand angelegt. Überhaupt liegt ziemlich viel Müll in dem Zimmer rum: leere Pizzakartons, zerknüllte Chips-tüten, dreckige Teller, also so Zeug, das meine Mutter schon nach einer Minute wegräumen würde, weil sie es bei uns zu Hause gern ordentlich mag.

Ich schaue mich um, aber außer mir und dem Metal-Fan auf dem Sofa ist sonst niemand da. Also kann er eigentlich nur mich gemeint haben.

„Ich?“, wiederhole ich.

„Stell dich nicht dümmer, als du eh schon bist! Wer

denn sonst? Oder sieht das hier so aus, als hätten wir einen Butler oder ein Zimmermädchen?“



Der Mann lacht über seinen Witz und wippt dabei mit dem Kopf im Takt der lauten Musik, die aus zwei kühlschrankgroßen Boxen scheppert.



Der Mann sieht mich dabei gar nicht an, sondern starrt die ganze Zeit auf den Fernseher. Auf dem riesigen Bildschirm ist eine Frau zu sehen, die eine Bratpfanne in die Luft hält.

„Nur noch heute können Sie bei uns dieses Wunderwerk der Küchentechnik zum absoluten Tiefstpreis von neunundneunzig Euro erwerben. Rufen Sie schnell an, denn es sind nur noch fünfzig Stück auf Lager, nein,

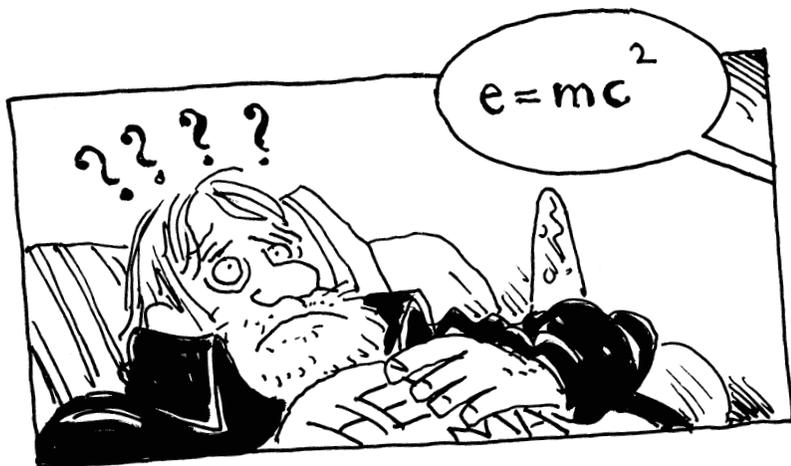
wie ich gerade sehe, sind jetzt sogar nur noch vierzig Stück da. Also beeilen Sie sich, sonst sind alle weg.“

Die Frau brüllt, weil die Lautstärke des Fernsehers voll aufgedreht ist, damit man trotz der Bässe aus den Lautsprechern überhaupt etwas verstehen kann.

„Ist gerade echt spannend.“ Der Mann auf dem Sofa hat ganz offensichtlich bemerkt, dass ich auf den Bildschirm starre.

„Das ist Betrug“, sage ich. „Die haben bestimmt noch dreitausend davon auf Lager. Die wollen nur, dass man glaubt, dass das Angebot gleich weg ist, damit man schnell bei denen anruft.“

Der Mann sieht mich an, als hätte ich ihm gerade die Relativitätstheorie erklärt.



„Meinst du?“

„Ganz sicher. Außerdem ist die Pfanne höchstens zwanzig Euro wert, wenn überhaupt“, erwidere ich, und falls ihr euch wundert, warum ich so gelassen reagiere, kann ich das erklären. Es ist ja nicht das erste Mal, dass ich in einem fremden Wohnzimmer lande, nachdem ich die falsche Tür geöffnet habe.

„Wir brauchen eh keine Pfanne.“ Der Mann zeigt auf die Pizzakartons, die überall rumliegen. „Was ist denn jetzt mit meinem Bier? Das steht in der Küche im Kühlschrank. Soll ich dir eine Karte malen oder findest du den Weg alleine?“

„Finde ich, kein Problem“, erwidere ich und mache, dass ich aus dem Zimmer komme, um mir in aller Ruhe darüber klar zu werden, wo ich diesmal gelandet bin. Mittlerweile habe ich da eine gewisse Routine entwickelt und mir eine Art Checkliste erstellt, die ich Punkt für Punkt abarbeite:

- 1) Ist die Situation, in der ich gelandet bin, eine Verbesserung zu

meinem normalen Leben, ganz okay
oder lebensgefährlich?

Irgendwas zwischen „Hätte noch viel schlimmer
kommen können“ und „Momentan nicht lebens-
gefährlich“. Zumindest dann nicht, wenn ich dem
Heavy-Metal-Fan auf dem Sofa schnell sein Bier
besorge. Ansonsten könnte sich das ganz flott
ändern.

2) In welcher Zeit bin ich
gelandet? Gegenwart, Zukunft
oder Vergangenheit?

Ganz klar, Gegenwart oder zumindest sehr nah dran.
Die Klamotten und die Frisur, die die Frau im Fern-
sehen trägt, sehen ziemlich modern aus, und deswegen
bin ich sicher, dass ich durch die Klotür keine zwanzig
Jahre oder mehr in die Vergangenheit gereist bin.

3) Will ich wieder zurück
in mein normales Leben?
JA! Und zwar so schnell wie möglich!

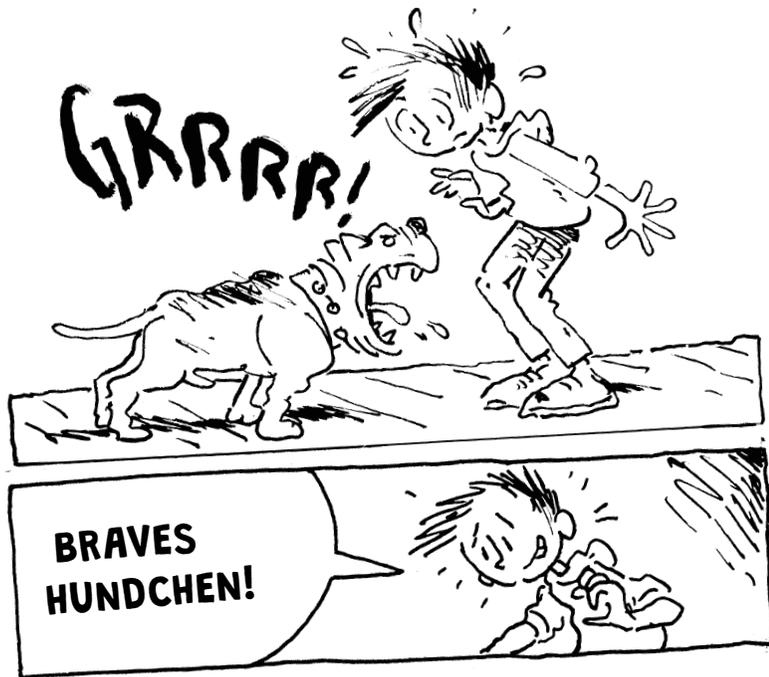
Ich schaue mich auf dem Flur nach einer Tür um, die
mich vielleicht wieder zurück in meine Schule bringt.
Links von mir ist die Badezimmertür. Das erkenne
ich, weil darauf das kitschige Foto eines süßen kleinen
Hundes klebt, der auf der Klobrille hockt und dort sein
Geschäft erledigt.



Ich drücke die Klinke herunter und versuche, die Tür
zu öffnen. Mit etwas Glück bringt sie mich zurück, und
wenn nicht, kann ich wenigstens endlich pinkeln. Das
wollte ich in der Schule schon machen, aber dann ist ja
leider was dazwischengekommen. Es klappt aber weder
das eine noch das andere, weil die Tür abgeschlossen ist.

„Hier ist besetzt!“, brüllt eine Frauenstimme hinter der Tür. „Mann, Mann, Mann, kann man hier nicht mal mehr in Ruhe ka...“

Den Rest verstehe ich nicht, weil plötzlich ein Hund zu bellen beginnt. Das Kläffen wird immer lauter, und im nächsten Moment stürmt auch schon ein fetter, braun-weiß gefleckter Pitbullterrier aus einem anderen Zimmer auf den Flur und baut sich mit gefletschten Zähnen direkt vor mir auf. Seine Schnauze ist genau in Höhe des Reißverschlusses meiner Hose, und das finde ich ziemlich beunruhigend.

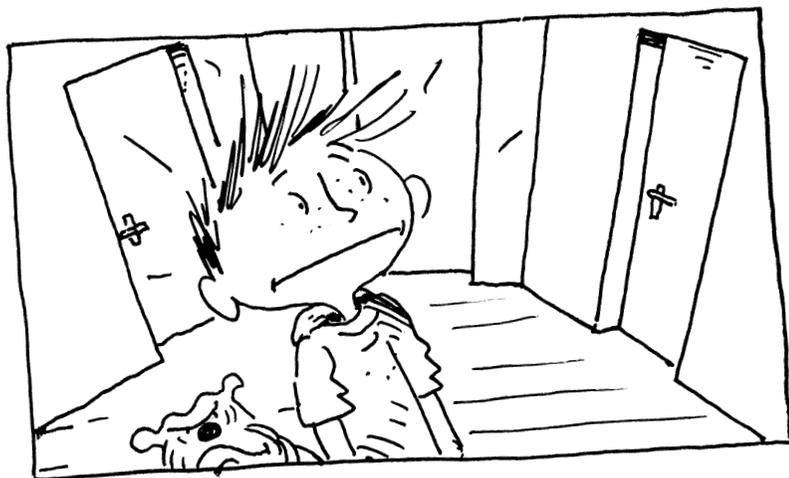


Aber das erlebe ich oft. Tiere spüren irgendwie instinktiv, dass ich eigentlich nicht hierhergehöre, während es für die Menschen so scheint, als wäre ich schon immer da gewesen. So wie der Mann auf dem Sofa mit der schwarzen Lederjacke, der in diesem Paralleluniversum mein Vater zu sein scheint, das Programm des Home-shopping-Senders für spannende Fernsehunterhaltung hält und jetzt laut aus dem Wohnzimmer brüllt.



Tatsächlich hört der Hund sofort auf zu kläffen und setzt sich mit seinem Po auf den fleckigen, beigefarbenen Teppichboden, mit dem die ganze Wohnung ausgelegt ist.

So weit, so gut. Oder auch nicht. Der Hund bellt zwar nicht mehr, dafür fängt er an zu knurren, wenn ich mich nur ein winziges Stückchen bewege. Also lass ich das lieber sein und versuche, mich daran zu erinnern, ob man Hunden in die Augen gucken soll, um sie einzuschüchtern, oder ob man das lieber lassen sollte, um sie nicht noch wütender zu machen. Mir fällt aber nicht ein, was richtig ist, und deswegen lasse ich es lieber sein, um kein unnötiges Risiko einzugehen. Stocksteif stehe ich im Flur und halte Ausschau nach weiteren Türen, die mich eventuell retten können.



Links ist die Wohn- und rechts die Badezimmertür. Weiter hinten im Flur sind noch drei weitere Türen. Durch eine davon ist Underberg gekommen, und so dick, wie er ist, liegt dahinter wahrscheinlich die Küche. Aber die ist für mich völlig unerreichbar, genauso wie die beiden anderen Zimmer, weil der Pitbull genau zwischen mir und diesen drei Türen hockt. Underberg fletscht noch immer drohend seine Zähne, während ihm der Sabber rechts und links aus dem Maul läuft und auf den Teppichboden tropft.

Ich korrigiere meine Antwort auf Frage Nummer eins: „Ist die Situation, in der ich gelandet bin, eine Verbesserung zu meinem normalen Leben, ganz okay oder lebensgefährlich?“ von „Momentan nicht und hätte noch viel schlimmer sein können“ auf „Ja“, auf ein großes, sehr, sehr großes „JA!!!“ mit drei Ausrufezeichen.

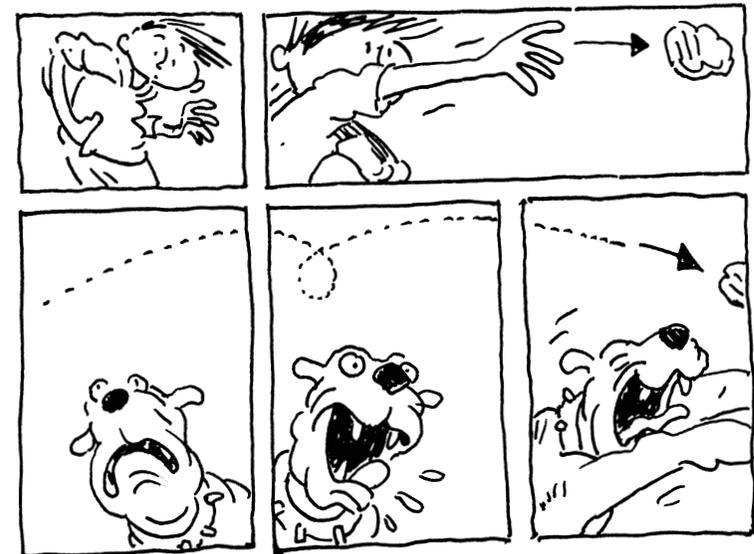
J A !!!

„Braves Hundchen, tust du mir nichts, tu ich dir nichts. Einverstanden?“, schlage ich Underberg vor. Aber anscheinend weiß er genau, dass ich nur bluffe, und deswegen knurrt und sabbert er einfach weiter. In einem Spiegel an der Garderobe entdecke ich eine weitere Tür hinter mir. Das muss die Wohnungstür sein, und das ist für mich der einzige Weg, hier rauszukommen. Lebend zumindest.

„Wo bleibt denn mein Bier, Leo? Soll ich hier verdursteten? Ist es das, was du willst?“, ruft der Metal-Fan aus dem Wohnzimmer, während die Frau im Fernseher schreit: „Jetzt sind es nur noch fünfzehn Pfannen! Beeilen Sie sich, sonst sind die auch noch weg, bevor Sie sich für unser Tages-Schnäppchen entschieden haben.“

Im Bad bleibt es ruhig, abgesehen von ein paar unappetitlichen Geräuschen, die gemeinsam mit eben solchen Gerüchen durch das Schlüsselloch in den Flur dringen.

Langsam, ganz langsam, so langsam, dass Underberg es nicht bemerkt, schiebe ich meine Hand in meine rechte Jackentasche. Da muss noch mein Pausenbrot drin sein. Das ist mit Leberwurst belegt, und ich habe die vage Hoffnung, dass Underberg das mögen könnte. Mehr jedenfalls als ich, sonst hätte ich es längst selber gegessen. Es dauert ewig, bis ich die Tasche erreicht habe und mein Pausenbrot in der Hand halte. Mit einer schnellen Armbewegung schleudere ich das belegte Wurstbrot hinter Underberg in den Flur, ohne mir die Mühe zu machen, es auszupacken. Der Hund folgt meinem fliegenden Pausenbrot mit seiner Nase, dreht sofort um und stürzt sich auf die Papiertüte.



Ich nutze die Gelegenheit und stürme auf die Wohnungstür zu. Im selben Moment ertönt aus dem Bad das Geräusch der Klospülung, und im Wohnzimmer ruft die Frauenstimme: „Jetzt sind alle Pfannen weg, aber keine Sorge, wir haben auch noch wunderschöne Töpfe für Sie“, während die Männerstimme brüllt: „Und bring Underberg auch ein Bier mit, ich glaube, der hat Durst!“

Leider ist eine Kette vor der Tür, und deswegen dauert es eine Weile, bis ich die aufbekomme. Das ist genau die Zeit, die Underberg braucht, um mein Wurstbrot zu verschlingen. Auch er macht sich nicht die Mühe, es auszupacken, sondern schlingt die Papiertüte gleich mit runter. Das sehe ich, als ich mich kurz zu ihm umblicke. Underberg leckt sich die Schnauze mit seiner langen rosa Zunge ab, scheint aber noch nicht satt zu sein. Jedenfalls stürmt er jetzt über den Flur direkt auf mich zu.

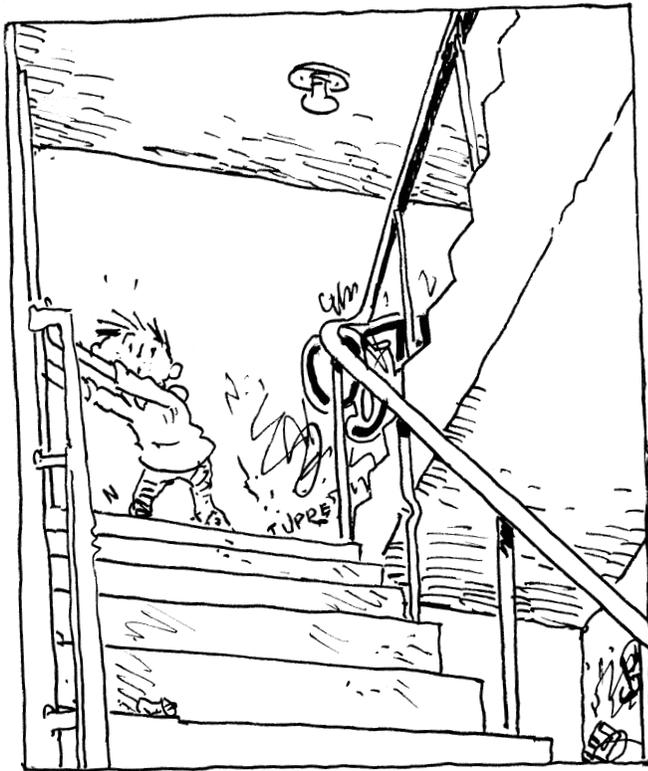
In letzter Sekunde gelingt es mir, die Vorhängekette zu lösen. Ich reiße schnell die Tür auf und bete leise: „Bitte, bitte, liebe Tür! Bring mich wieder nach Hause.“

Wenn es sein muss, sogar zurück in die Schule, aber auf jeden Fall weg, weit, weit weg von hier.“

Dann renne ich aus der Wohnung und ...

3. Über die Dächer

... stehe im Treppenhaus, denn natürlich hat es nicht geklappt. Es klappt nie, wenn man es mal dringend braucht. Dann schon erst gar nicht.



Ich bin dort gelandet, wo man eben landet, wenn man eine Wohnung verlässt. Die Wände des Treppenhauses sind alle mit Graffiti beschriftet, aber ich habe keine Zeit, zu lesen, was da steht. Underberg ist nämlich immer noch hinter mir her. Ich höre, wie er sich in der Wohnung mit aller Kraft gegen die Tür wirft, während die Frau aus dem Klo und der Metal-Fan laut rufen, er soll das gefälligst sein lassen. Aber das tut er nicht, das kann ich sehen, weil sich die Wohnungstür jedes Mal ein kleines bisschen mehr ausbeult, wenn sich der Pitbull mit einem lauten WUMM von innen dagegenschmeißt.

In dem Hausflur gibt es noch eine Menge anderer Wohnungstüren, eine Treppe, die nach oben und unten führt, und einen Aufzug, aber der ist kaputt. Das steht auf einem Schild, und so verblasst, wie es aussieht, hängt es nicht erst seit gestern da.

WUMM!

Die Tür zeigt jetzt schon Risse, aber das wundert mich nicht. Ich hatte schon vermutet, dass es hier im Haus keine Türen aus dickem Holz gibt, sondern nur

so welche mit einer ganz, ganz dünnen Holzschicht und ganz, ganz viel Pappe dazwischen.

Besser ist es, ich verschwinde, bevor Underberg da durchbricht.

Aber wohin?

Die Wohnungstüren sind ja bestimmt alle verschlossen, der Aufzug ist kaputt, bleibt nur noch die Treppe.

WUMM!

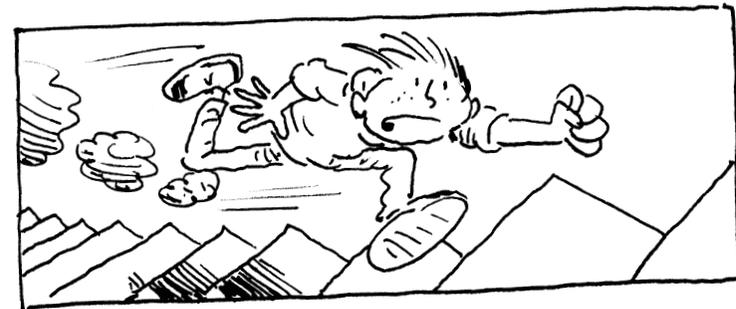


Der Riss wird größer, und ich muss mich entscheiden: rauf oder runter?

Ich entscheide mich für rauf, weil ich hoffe, dass Underberg gewohnheitsmäßig nach unten läuft. Da

muss er zum Gassigehen doch auch immer lang, und das ist ziemlich clever gedacht von mir, finde ich. Aber schon nach den ersten Stufen weiß ich, dass Underberg kein Gewohnheitstier ist, sondern offen für neue Erfahrungen.

Mit einem gewaltigen KRAWUMMS ist er durch die Tür gebrochen und hetzt mir hinterher, die Treppen rauf, immer höher und höher.



Ich nehme zwei Stufen auf einmal, aber Underberg nimmt vier. Kein Wunder, der hat ja auch doppelt so viele Beine. Das Ganze war von Anfang an nicht fair, denke ich, während mein knapper Vorsprung immer kleiner wird und ich verzweifelt nach einer neuen Tür Ausschau halte. Eine, die mich diesmal vielleicht retten wird.

Mittlerweile finde ich meine Idee, nach oben zu laufen, gar nicht mehr so clever. Im Gegenteil, ich finde sie richtig doof, weil das eine Sackgasse sein könnte.

Was, wenn ich oben nicht weiterkomme?

Dann wird Underberg mich verschlingen, mitsamt meinen Klamotten. Genau wie mein Leberwurstbrot, da hat er sich ja auch nicht die Mühe gemacht, das vorher auszupacken.

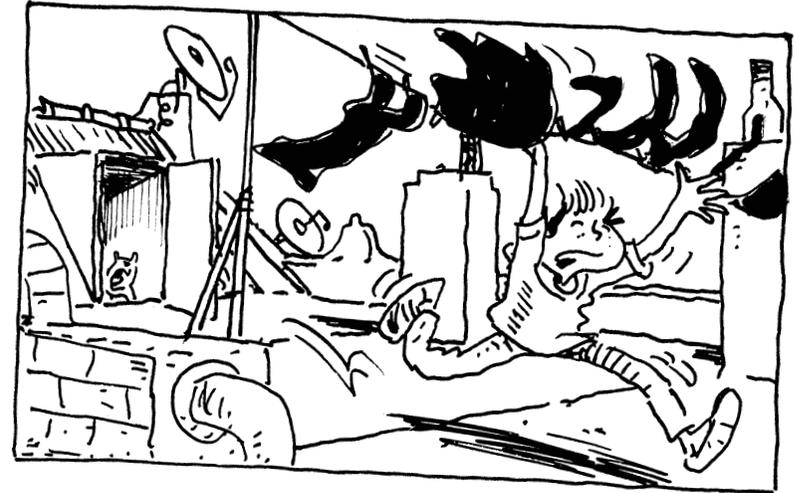
Ich habe den letzten Treppenabsatz erreicht, und als ich um die Ecke biege, ist da tatsächlich eine Tür, die ins Freie führt.

Die Tür steht offen, und durch das Rechteck des Türrahmens kann ich den Himmel sehen.

Das ist gut, da kann ich raus.

Das ist schlecht, denn das bedeutet, dass ich sie nicht öffnen kann. Und wenn ich sie nicht öffne, bringt sie mich auch nicht woanders hin und schon gar nicht zurück auf unser Schulklo.

Ich renne auf das Flachdach des Hauses, das hinter der Tür liegt. Irgendwer hat hier seine Wäsche aufgehängt, und weil es fast nur schwarze T-Shirts und



Hosen sind, könnte das gut mein Metal-Vater gewesen sein. Ich verfange mich zwischen den feuchten Klamotten, und zum Glück geht es Underberg genauso.

Ich kämpfe mich durch die schwarze Wäsche bis zum Rand des Daches. Zwischen mir und dem Nachbarhaus liegt nur ein schmaler Hof, das sind höchstens drei Meter. Die springe ich im Sportunterricht locker.

Aber da weiß ich auch, dass ich in einem weichen Sandkasten lande und nicht dreißig Meter tiefer auf irgendwelchen Mülltonnen, die dort unten im Hinterhof stehen. So tief geht es hier nämlich runter, mindestens.

Das sehe ich, als ich mich traue, einen kurzen Blick über die Dachkante zu werfen.

Ich schaue mich um, wo Underberg steckt. Er hat sich in einer schwarzen Unterhose verfangen, die auf seinem Kopf steckt. Darunter ist

zwar immer noch sein Knurren zu hören, aber es gibt mir für einen Moment Hoffnung, doch nicht springen zu müssen.

Mit der Hose über den Augen kann er mich ja nicht sehen. Da kann ich mich problemlos zwischen der aufgehängten Wäsche um ihn herumschleichen, über die Treppe wieder nach unten laufen und dort in aller Ruhe nach einer Tür suchen, die mich wieder nach Hause bringt.

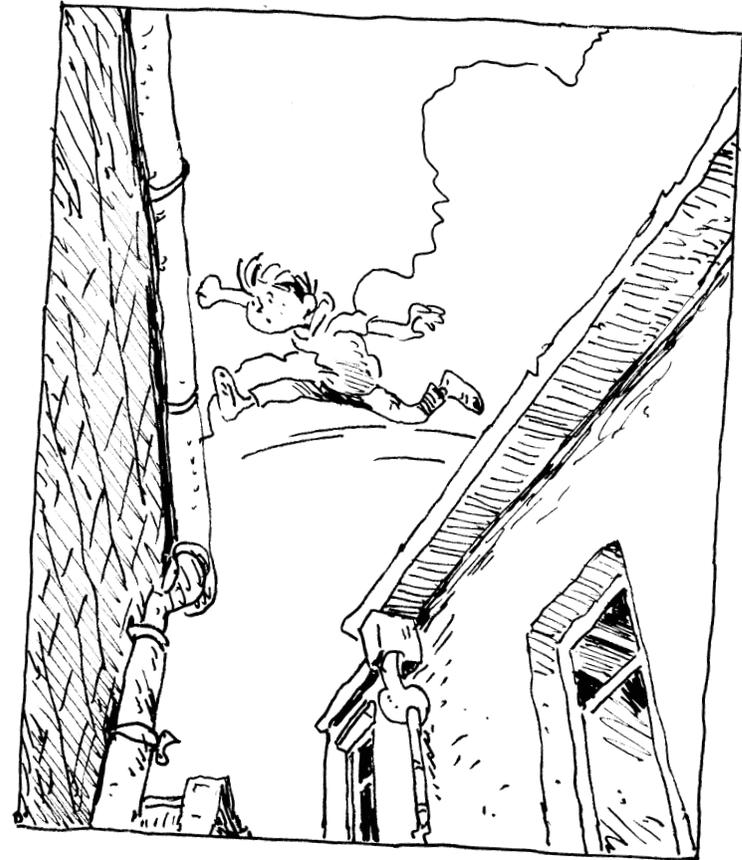
Dann könnte ich das hier alles als kurze Stippvisite abhaken.

Doch dann fällt mir ein, dass Hunde ja angeblich sowieso nicht so gut sehen können, sondern sich in der Regel mehr auf ihren Geruchssinn verlassen. Und weil die Unterhose über Underbergs Nase frisch gewaschen ist, dürfte das seinen Spürsinn nicht weiter beeinträchtigen.



Tatsächlich hat er jetzt auch schon meine Witterung aufgenommen und rast mit der Unterhose über seinem Kopf direkt auf mich zu.

Ich nehme drei Schritte Anlauf, für mehr habe ich keine Zeit, renne los, stoße mich mit der Sohle meines Turnschuhs an der Dachkante ab und springe ...



Der Sprung kommt mir ewig vor, so als liefе alles in Zeitlupe ab. Als würde ich auch gar nicht selber springen, sondern jemand anders, und ich ihm dabei nur zuschauen. Ich sehe, wie ich mit den Armen rudere und mit den Beinen in der Luft weiterlaufe, um möglichst weit zu kommen. Gleichzeitig geht mein Blick in die Tiefe, wo eine Frau ihren Müll zu den Tonnen bringt. Sie schaut nicht hoch, und deswegen merkt sie gar nicht, dass ich gerade über sie hinwegsegle. Erst als mein Schatten auf sie fällt, hebt sie ihren Blick. Kurz darauf bin ich auf dem gegenüberliegenden Dach gelandet, ich rolle mich ab, so wie ich das mal in einem YouTube-Video über Parcours gesehen habe. Da machen die das auch immer so und für einen Augenblick bedauere ich, dass niemand meinen Stunt gefilmt hat. Das würde bestimmt eine Menge Klicks bringen. Aber hier oben sind nur ich und Underberg, der mittlerweile die lästige Unterhose abgeschüttelt hat. „Mach’s gut, alter Stinkstiefel. Und grüß Herrchen und Frauchen von mir“, rufe ich ihm zu und winke dabei freundlich mit beiden Händen.

Das hätte ich besser nicht gemacht, denn jetzt nimmt Underberg Anlauf, um ebenfalls zu springen. Ich drehe mich um und renne schnell weiter auf die Tür zu, die hier oben vom Dach ins Treppenhaus führt. Aber die ist abgeschlossen. Underberg setzt genau in dem Augenblick zum Sprung an, und obwohl er viel dicker ist als ich, sieht es bei ihm viel eleganter aus. Und das, obwohl ihm der Sabber rechts und links aus dem Maul spritzt. „Oh, es regnet!“, ruft die Frau unten bei den Mülltonnen und schaut nach oben. Dann landet Underberg auch schon und überschlägt sich dreimal, weil er so viel Schwung draufhat. Das gibt mir Zeit, schnell loszurennen. Ich laufe, bis ich an die Dachkante komme und es nicht mehr weitergeht. Aber das nächste Dach ist viel weiter weg. Den Sprung schafft Underberg auf keinen Fall. Ich aber auch nicht. Deswegen trete ich ganz nah an



den Rand und schaue mich noch einmal zu Underberg um. Der hat sich wieder aufgerappelt und ich, ich lasse mich einfach fallen ...

Keine Sorge, mir geht es gut. Ich hatte nämlich gesehen, dass direkt unter dem Dach ein Balkon ist. Darauf bin ich sicher gelandet, während Underberg seinen sabbernden Kopf über die Dachkante schiebt und sich verwundert umschaute, wo ich geblieben bin. Dabei tropft ein bisschen von seiner Spucke auf meinen Kopf, aber das ist immer noch besser, als von ihm gefressen zu werden. Auf die Idee, mal nach unten zu gucken, kommt er nicht. Stattdessen fängt er jetzt an, fürchterlich zu jaulen. Es klingt fast so, als würde er mich schmerzlich vermissen.



Beinahe tut er mir leid, vor allem, da ich mir ziemlich sicher bin, dass er es allein nicht zurück zur schwarzen Wäsche auf das andere Dach schaffen wird. Ist ja niemand mehr da, dem er hinterherhetzen kann. Da wird sich der Metal-Fan schon mal von seinem Sofa erheben müssen, um Underberg zurückzuholen.

Auf dem Balkon stehen ein Tisch, ein paar vertrocknete Pflanzen und ein kaputter Stuhl. Der Stuhl ist kaputt, weil ich bei meinem Sprung genau auf ihm gelandet bin. Ich habe dabei aber nur eine Prellung am Oberarm abbekommen, und wenn es bei dem blauen Fleck bleibt, kann ich mich glücklich schätzen. Da bin ich schon mit ganz anderen Verletzungen von meinen Tür-Reisen nach Hause zurückgekehrt.

Weil mein rechter Arm wehtut, versuche ich die Balkontür mit der Linken zu öffnen. Und - oh Wunder - die Tür lässt sich öffnen.

Ich stoße sie auf und ...

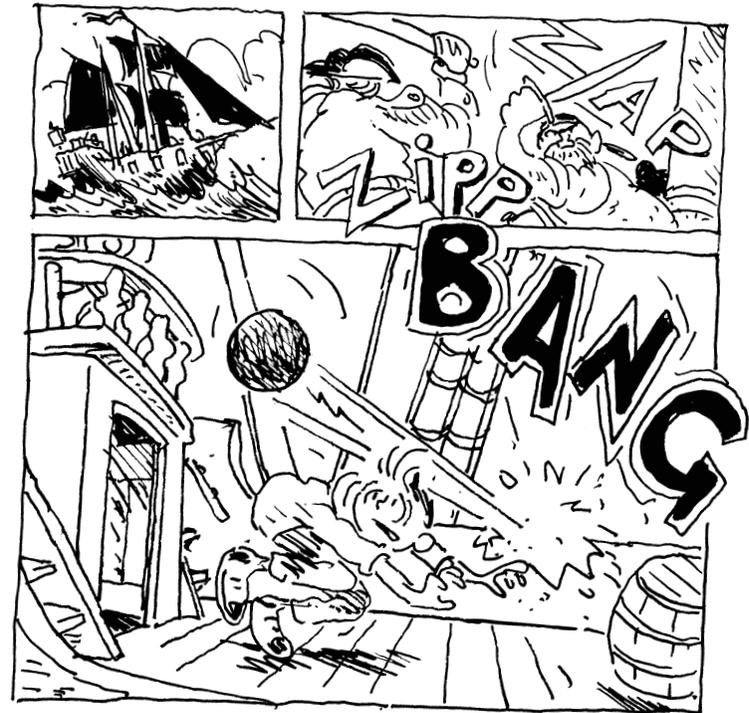
... betrete die Spielerkabine des FC Bayern kurz vor einem Champions-League-Spiel. Das weiß ich, weil

der Trainer gerade Manuel Neuer erklärt, in welche Ecke Ronaldo die meisten seiner Elfmeter schießt. Als der Trainer mich bemerkt, dreht er sich zu mir um und sagt: „Gut, dass du endlich da bist, Leo. Aber die Verspätung kostet dich fünftausend Euro in die Mannschaftskasse, schon klar, oder? Und jetzt zieh dich um, in zehn Minuten ist Anpfiff.“ Ich drehe mich sofort um und mache die Tür zu und gleich darauf wieder auf, weil ich

- 1) keine fünftausend Euro für die Mannschaftskasse übrig habe,
- 2) nicht besonders gut kicken kann und
- 3) den FC Bayern nicht mag, genau wie jeder vernünftige Fußballfan.

Doch als ich aus der Kabine stürme ...

... stolpere ich durch eine Tür auf das Deck eines Segelschiffes, das mitten im Meer schwimmt. Rechts an der Reling stehen Männer mit rostigen Säbeln und uralten Pistolen, die aussehen, als würden sie als Piraten in



Fluch der Karibik mitspielen. Ich muss wohl in Hollywood gelandet sein, oder sollte ich tatsächlich ...

Eine Kanonenkugel rast nur ein paar Zentimeter vor meiner Nase über das Deck und schlägt fünfzig Meter weiter auf dem Wasser auf. Erst jetzt bemerke ich das zweite Schiff, das direkt neben uns liegt. Es ist nicht ganz klar, wer hier gleich wen entern will. Ist mir aber auch egal, weil ich sowieso nicht dabei sein werde. So schnell ich kann, renne ich auf eine Tür zu, die unter Deck führt, öffne sie und ...

4.

Gehe in das Gefängnis, begib dich sofort dorthin

... lande in einer Gefängniszelle. Hinter mir schließt jemand die Tür ab und ruft: „Mach keinen Ärger, dann kriegst du auch keinen. Wirst schon sehen, die fünf Jahre gehen vorbei wie im Flug. Am Ende willst du hier gar nicht mehr raus, so geht es den meisten. Und zieh die Sachen an, die auf dem Bett liegen. Deine alten Klamotten hole ich später ab.“



„Das ist bestimmt nur eine dumme Verwechslung“, brülle ich. „Daran ist nur mein Problem mit Türen schuld. Ich bin unschuldig! Egal, was man mir vorwirft, ich war das nicht. Ganz bestimmt nicht, ich war ja bis eben gar nicht hier.“

„Ich habe gesagt, du sollst keinen Ärger machen“, antwortet die Stimme draußen. „Also halt den Mund und zieh dich um.“

Dann höre ich Schritte, die sich entfernen. Dann das Öffnen und Schließen einer anderen Tür. Dann gar nichts mehr.

Okay, Zeit für meine drei Fragen:

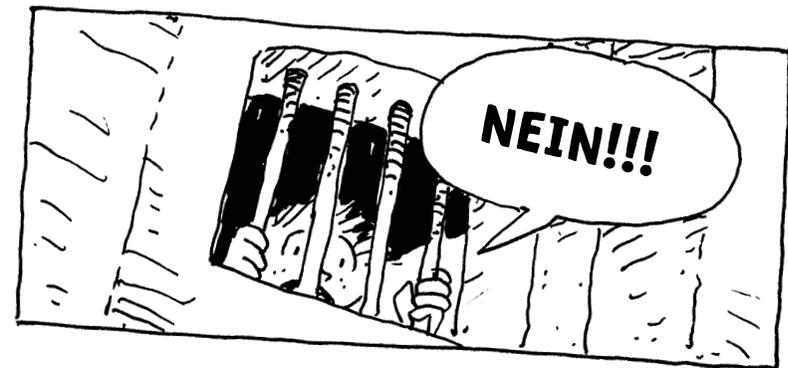
- 1) Solange ich keinen Ärger mache, ist meine Lage in den nächsten fünf Jahren zumindest nicht lebensgefährlich.
- 2) Gegenwart oder zumindest sehr nah dran. Denn immerhin bin ich in keinem Verlies irgendwo im Keller irgendeiner mittelalterlichen Burg gelandet. So einem

mit rostigen Ketten an den Wänden, dreckigen Pfützen auf dem Boden und ekligen Ratten, die über meine Füße huschen. Die Zelle hier ist zumindest sauber und trocken, und Ungeziefer kann ich auch keines entdecken. Es gibt eine Pritsche, auf der eine kratzige Wolldecke und ein orangefarbener Overall liegen, ein winziges Waschbecken, eine Kloschlüssel, ein vergitertes Fenster und ... nix und. Denn das war es dann auch schon. Aber immerhin kann ich jetzt endlich mal in Ruhe pinkeln. Ist ja auch keiner da, der mich dabei stören könnte.

Danach beantworte ich in aller Ruhe Frage Nummer drei:



Ich gehe zu dem Fenster und ziehe mich an den Stäben hoch, um nach draußen schauen zu können. Der Ausblick ist atemberaubend, und das meine ich nicht im positiven Sinne. Ich sehe direkt auf eine



rote Backsteinmauer. Oben auf dem Mauerrand hat jemand Glasscherben einbetoniert, und direkt darüber hängt Stacheldraht in mehreren Lagen übereinander. Wenn ich nach rechts oder links blicke, sind da zwei Türme, in denen Wachposten sitzen, und ganz sicher sind die bewaffnet. Schauen ich nach oben, sehe ich den Himmel und ein paar Vögel, die dort frei und glücklich herumflattern. Schauen ich nach unten, ist da ein Hof, in dem ein paar Häftlinge ihre Runden drehen. Der Kreis

ist schon so ausgetreten, dass die Männer in einem richtigen Graben laufen. Die meisten von ihnen wirken auf mich ziemlich traurig und auf keinen Fall so frei wie die Vögel am Himmel. Die Männer auf dem Hof haben alle den gleichen orangefarbenen Overall an, der auch hinter mir auf dem Bett liegt. Das scheint hier so eine Art Anstaltskleidung zu sein, so wie die Schuluniformen in England, wo die Schüler auch alle das Gleiche tragen müssen.

Weil ich keinen Ärger will, ziehe ich den Overall an. Im Gegensatz zu der engen Zelle ist er mir viel zu groß. Ich muss die Hosenbeine umkrempeln, um nicht über den Stoff zu stolpern, wenn ich in der Zelle



hin- und hergehe. In nur fünf Schritten bin ich von der Tür zum Fenster, und drei brauche ich, um von einer Seitenwand zur anderen zu kommen. Nach dem zwanzigsten Mal wird das langweilig. Ich setze mich auf das Bett und starre die Mauer gegenüber an. Dort hat einer meiner Vorgänger eine Strichliste hinterlassen. Die Striche stehen sicher für die Tage, die er hier gefangen war. Bei siebenhundertfünfundachtzig höre ich auf zu zählen.

So lange kann ich unmöglich bleiben.

Ich muss hier raus.

Jetzt und nicht erst in fünf Jahren oder so.

Aber wenn die einzige Chance auf Flucht der Gang durch eine Tür ist, dann ist ein Gefängnis so ziemlich der übelste Ort, an dem man landen kann. Hier ist ja alles abgeschlossen. Mehrfach wahrscheinlich. Das ist noch aussichtsloser als damals im Alten Ägypten, wo





es noch so gut wie gar keine Türen gab und ich mich in den Palast des Pharaos schleichen musste, um doch noch eine zu finden, die mich wieder nach Hause brachte.

Ich will gerade anfangen, mit meinem

Finger den ersten Strich in den bröckeligen Putz der Wand zu ritzen, als mir plötzlich eine Idee kommt, wie ich hier vielleicht doch wieder rauskomme. Nein, kein Tunnel. Das würde ja ewig dauern, bis ich mich mit meinen Fingernägeln durch die Wände ins Freie gekratzt hätte. Auf die rettende Idee bin ich gekommen, weil die Knastkleidung so sehr der Schulkleidung in England ähnelt. Im Grunde ist so ein Gefängnis ja auch nichts anderes als eine Schule. In beide geht man nicht freiwillig, und in beiden soll man brav sein und was lernen: in der Schule Rechnen und Schreiben und im Knast, nicht mehr so viel Scheiße zu bauen.

Und was passiert, wenn man trotzdem Mist macht? Richtig, man muss zum Direktor. Das wird hier auch

nicht anders sein als in meiner Schule. Und ich gehe jede Wette ein: Das Büro des Direktors ist in dem Gefängnis der einzige Raum, dessen Tür nicht abgeschlossen ist, und deswegen muss ich da hin, so schnell wie möglich.

Ich springe von dem Bett auf und versuche es hochzuheben, um es durch die Zelle zu werfen und damit ordentlich Krach zu machen. Aber das Bettgestell ist im Boden verschraubt, sodass ich es keinen Zentimeter bewegen kann. Ich könnte höchstens das Kissen durch die Zelle schmeißen, aber so ganz allein macht eine Kissenschlacht keinen Spaß, und Lärm macht so ein geworfenes Kissen auch nicht. Deswegen fange ich einfach an, wirres Zeug zu brüllen. Gleichzeitig hämmere ich mit meinen beiden Fäusten gegen die Zellentür.



Das macht einen Höllenlärm, und deshalb dauert es auch nicht lange, bis ich draußen auf dem Gang Schritte höre.

„Sofort aufhören! Hier wird nicht gebrüllt“, brüllt eine Stimme draußen. „Bist du wohl still!“

„Still bin ich noch lange nicht, sag mir erst, wie alt du bist!“, schreie ich laut, weil es das Erste ist, was mir einfällt.

„Wenn du nicht gleich ruhig bist, hast du einen Termin beim Direktor! Und das wird nicht schön, das verspreche ich dir“, ruft die Stimme.

„Glaub ich nicht!“, rufe ich zurück.



Endlich höre ich auf der anderen Seite den Schlüssel im Schloss, kurz danach geht die Tür auf und ein Wärter steht vor mir. Es ist nicht der, der mich in die Zelle geschubst hat, sondern ein anderer. Der Mann vor mir ist ziemlich groß und sieht echt kräftig aus. Für einen Moment befürchte ich, gerade einen großen, großen Fehler gemacht zu haben. Aber dann packt er mich doch nur am Kragen und zieht mich in den Flur.



Er hat einen riesigen Schlüsselbund am Gürtel, der bei jedem Schritt klirrt und klappert. „Der Direktor macht

gerade Mittagspause. Heute gibt es Schweinebraten mit Klößen, das ist sein Lieblingsessen, und da mag er es überhaupt nicht, wenn er gestört wird. In deiner Haut möchte ich jetzt nicht stecken, wirklich nicht.“ Mich überkommt das zweite Mal schreckliche Angst, einen Riesenfehler gemacht zu haben. Völlig überflüssig, versuche ich mich zu beruhigen, weil ich das Zimmer des Direktors ja sowieso nie betreten werde. Ich werde schnell die Tür aufreißen, losrennen und mit etwas Glück irgendwo landen, wo es besser ist als hier. Aber das ist es eigentlich überall, also habe ich nicht viel zu verlieren. Außer die Sache mit der Tür klappt nicht und ich lande doch vor dem Schreibtisch des Direktors, der gerade dabei ist, Schweinebraten mit Klößen zu essen. Ich schüttele den Kopf, um den Gedanken schnell wieder loszuwerden.

„Das hättest du dir früher überlegen sollen, Freundin“, sagt der Wärter, der mein Kopfschütteln falsch verstanden hat. „Jetzt gibt es kein Zurück mehr, aber ich hatte dich ja gewarnt.“

Rechts und links des trostlosen Ganges, durch den der

Wärter mich schleppt, gehen Zellentüren ab. Es gibt keine Gitter oder Fenster oder so, aber die Männer dahinter scheinen uns zu hören. Aus den Zellen ertönen aufmunternde Rufe, die höchstwahrscheinlich mir gelten sollen, mich aber nicht trösten. Ganz im Gegenteil.

„Viel Glück, Alter. Du wirst es brauchen!“

„Hals- und Beinbruch. Irgendwas wird er dir auf jeden Fall brechen.“

„Mach schon mal dein Testament!“

Mir wird immer mulmiger, während der Wärter eine schwere Metalltür nach der anderen aufschließt und hinter uns wieder abschließt. Jeweils mehrfach, genau wie ich es schon vermutet hatte. Ich habe keine Chance, eine der Türen selber zu öffnen. Das ändert sich erst, als wir plötzlich in einen Flur kommen, der nicht mehr ganz so trostlos aussieht. An den Wänden hängen Bilder, und auf dem Boden gibt es sogar einen Teppich. Am Ende des Flurs ist eine Tür, die tatsächlich aussieht wie eine ganz normale Tür. Ganz ohne dicke Schlösser davor. An der Tür hängt ein Schild, auf dem „Nicht stören“ steht. Daneben hat jemand einen

Totenkopf gemalt. Kein Zweifel, dahinter muss das Büro des Direktors liegen. Während der Wärter damit beschäftigt ist, die Eisentür zum Zellentrakt hinter uns abzuschließen, reiße ich mich los. Der Wärter ist so abgelenkt wegen seiner vielen Schlüssel, dass er mich nicht festhalten kann. Ich renne auf die Tür mit dem Totenkopfschild zu und bin heilfroh, dass ich in der Zelle die Hosenbeine hochgekrempt habe. Sonst wäre ich jetzt bestimmt darüber gestolpert und hätte mich der Länge nach hingelegt.

Aber ich renne einfach weiter, während der Wärter hinter mir herbrüllt: „Komm sofort zurück!“ Ich denke ja gar nicht dran, sondern greife nach der Klinke und reiße die Tür auf. Für einen winzig kurzen Moment sehe einen dicken, sehr dicken Mann mit brutalen Augen vor einem Teller mit einem riesigen Berg aus Knödeln sitzen. Er schaut überrascht von seinem Essen hoch, als ich über die Türschwelle trete. Ich zucke entschuldigend die Schultern und ...



5. Herzlich willkommen!

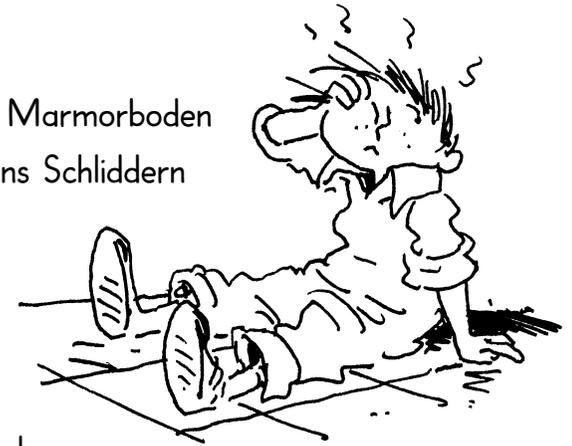
... stolpere im selben Moment auch schon in die Eingangshalle eines riesigen Palastes.



Weil der frisch polierte Marmorboden so glatt ist, gerate ich ins Schliddern und setze mich prompt auf den Hintern.

Aua!

Aber das ist halb so schlimm, wenn ich bedenke, was hinter mir liegt. Immerhin ist mir gerade die Flucht aus dem Gefängnis gelungen, und dem Klöße verschlingenden Gefängnisdirektor bin ich auch entkommen. Hier sieht alles viel freundlicher aus, und viel mehr Platz ist hier auch. Die Halle ist so groß, dass man darin locker ein Basketballfeld unterbringen könnte, und bei den hohen Decken hätte man auch kein Problem mit den Körben. Das würde sogar noch für Stabhochsprung reichen. Gegenüber von mir führt eine Treppe in den ersten Stock. Die Treppe ist so breit, dass da problemlos fünf Menschen nebeneinander die Stufen hinaufsteigen können. So was kenne ich sonst nur aus den alten Museen und noch älteren Schlössern, in die mich meine Eltern am Sonntagnachmittag oder



im Urlaub schleppen. Überhaupt wirkt die ganze Halle wie ein Museum und sieht überhaupt nicht so aus, als wenn hier irgendjemand wohnen würde. Alles ist ganz aufgeräumt, und nirgendwo liegt was rum.

Keine Klamotten, kein Staub, keine Schuhe.

Nichts, gar nichts, absolut nada.

Mal abgesehen von mir natürlich.

Deswegen stehe ich auch lieber vom Boden auf.

Von der Eingangshalle gehen zehn Türen ab, die habe ich gezählt, und an den Wänden hängen riesige Bilder, auf denen alte Männer und Frauen zu sehen sind. Vielleicht ist es ja tatsächlich ein Museum. Aber ich kann nirgendwo ein Kassenhäuschen erkennen, und Besucher sind auch keine da.

1) Ist die Situation gefährlich?

Nö, abgesehen davon, dass man sich auf dem glatten Fußboden leicht auf die Nase legt. Bei Rot über die Straße zu laufen ist definitiv gefährlicher.

2) Bin ich in der Gegenwart, Zukunft oder Vergangenheit gelandet?

Ehrliche Antwort? Ich habe nicht die geringste Ahnung, weil der Kasten hier bestimmt schon mehr als hundert Jahre alt ist, wenn nicht sogar noch älter.

3) Will ich zurück?

Erst mal abwarten und schauen, welche Rolle sich das Schicksal für mich in diesem Palast hier ausgesucht hat. Vielleicht gehört der Laden ja meinen Eltern und ich bin stinkreich. Bei meinem Glück ist das aber nicht zu erwarten. Wahrscheinlicher ist, dass ich nur der Sohn des Gärtners bin und in meiner Freizeit irgendwelche Beete umgraben muss. Es sei denn, es ist doch ein Museum und meine Mutter führt hier Touristen durch. Oder ich bin selber Tourist und meine Eltern haben mich einfach vergessen und sind ohne mich zum Mittagessen gefahren.

Bei dem Gedanken fängt mein Magen ganz furchtbar an zu knurren, und das erinnert mich daran, dass ich mein Pausenbrot leichtsinnigerweise an Underberg verfüttert habe. Obwohl das noch gar nicht lange her ist, scheint mir das ewig lang zurückzuliegen. Einfach, weil dazwischen schon wieder so viel anderes passiert ist. Man kann über mein Problem mit Türen sagen, was man will, langweilig ist mein Leben nicht. Aber bevor ich nicht weiß, wo und warum ich hier gelandet bin, werde ich mich hüten, eine der vielen Türen zu öffnen. Brauch ich auch nicht, das macht jemand anderes für mich. Genau in dem Augenblick geht nämlich eine Tür auf und ein Pinguin kommt herein.



Es ist aber dann doch kein Pinguin, wie ich auf den ersten Blick gedacht habe, sondern ein dünner, alter Mann in weißem Hemd und schwarzem Anzug. Er sieht überhaupt nicht überrascht aus, mich zu sehen. Ganz im Gegenteil. Er bleibt zwei Meter vor mir stehen und verbeugt sich feierlich.



„Junger Herr“ klingt schon mal nicht schlecht. Offensichtlich bin ich doch nicht der Sohn des Gärtners, sondern meine Eltern müssen hier irgendwas zu sagen haben und der Pinguin wird wohl so eine Art Diener oder Butler sein. Aber woher weiß der Pinguin, dass ich mich auf die Nase gelegt habe? Er scheint meine Verwirrung zu bemerken und deutet mit der Spitze seines Kinns unauffällig auffällig auf eine Überwachungskamera, die unauffällig auffällig in einer Ecke der Halle hängt.

Das beantwortet zumindest die Frage, in welcher Zeit ich gelandet bin.

Eindeutig in der Gegenwart, und das finde ich gut, weil ich mich im Hier und Jetzt einfach besser auskenne als bei den alten Ägyptern. Es ist viel komplizierter, wenn ich in der Vergangenheit oder Zukunft lande, weil ich da nie weiß, wie ich mich verhalten soll.

Gegenwart ist eindeutig besser.

„Nein, nichts passiert“, antworte ich. „Keine Sorge, alles gut, könnte gar nicht besser sein.“

„Das freut mich, junger Herr“, erwidert der Pinguin, und er sieht aus, als ob ihn das wirklich freuen würde.



„Dieser orangefarbene Overall, den Sie da tragen. Den habe ich noch nie an Ihnen gesehen. Er ist ein

bisschen ... speziell, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf“, sagt der Pinguin. „Trägt man das jetzt?“ Erst jetzt fällt mir auf, dass ich ja immer noch die Gefängniskleidung anhabe. Das hatte ich komplett vergessen, und ich kann schon verstehen, dass das eventuell ein bisschen *speziell* aussieht.

„Ja, ist gerade der letzte Schrei“, murmele ich, weil es viel zu kompliziert wäre, die wahre Herkunft des Overalls zu erklären.

„Hat der junge Herr einen Wunsch? Kann ich irgendetwas für Sie tun?“, will der Pinguin von mir wissen.

„Und ob Sie das können“, antworte ich. „Zuerst hören Sie mal auf, mich zu siezen und mich ständig mit ‚junger Herr‘ anzureden. Sagen Sie einfach ‚Leo‘ und ‚Du‘ zu mir.“ Das hat mich schon die ganze Zeit gestört, weil ich es nicht mag, wenn Erwachsene mich siezen. Vor allem nicht, wenn sie so nett sind wie der Pinguin. „Und da wäre tatsächlich noch was, um das ich Sie gern bitten würde und was Sie für mich tun könnten.“

„Gerne, junger Herr! Äh, das mache ich doch gerne für Sie! Äh, für dich! Äh, Leo! Was denn überhaupt?“

stottert der nette Pinguin, und dabei tut er mir ein bisschen leid, weil ich ihn mit meiner Bitte völlig aus dem Konzept gebracht habe.

„Ich glaube, ich habe mir bei meinem Sturz doch was getan“, sage ich und halte meine beiden Hände in die Höhe. „Ich muss mir da irgendetwas verknackst haben. Wären Sie so gut und könnten Sie mir die Türen öffnen?“

Denn das ist überhaupt meine beste Idee seit Langem,

die ist sogar noch besser als mein rettender Einfall mit dem Besuch bei dem Knastdirektor. So schlecht scheine ich es diesmal nämlich gar nicht getroffen zu haben, und da wäre es ja blöd, hier übereilt wieder zu verschwinden. Und das könnte jederzeit passieren, wenn ich selber eine der vielen Türen öffne. Wozu hat man sonst einen Diener, Butler oder was auch immer?



„Es wäre mir ein Vergnügen“, antwortet der Pinguin.

„Ich hoffe, Sie können morgen trotzdem spielen. Es wäre eine Schande, wenn nicht.“

„Spielen?“, frage ich verwirrt.

„Morgen ist doch DAS große Spiel! Da ist es gut, wenn Sie, äh, du dich ein bisschen schonst und kein unnötiges Risiko eingehst.“

Ich verstehe wieder einmal nur Bahnhof, aber damit das nicht auffällt, murmele ich leise: „Ja, ja, klar, DAS große Spiel. Das ist wichtig, sehr, sehr wichtig, überaus wichtig.“

„Ihre, äh, deine Eltern waren so traurig, dass sie beide nicht dabei sein können“, erwidert der Pinguin, dann ergänzt er leise. „Für fünf Minuten.“

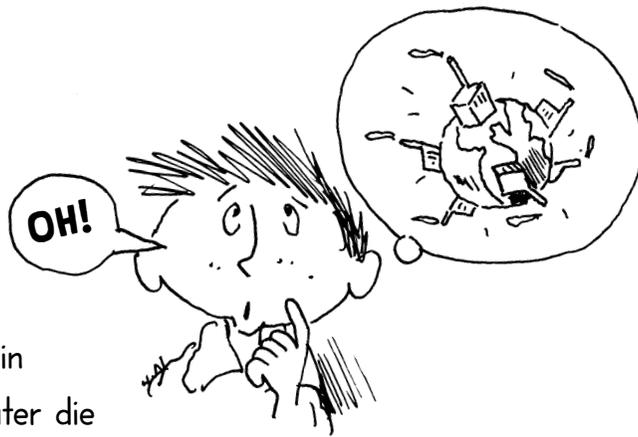
„Sie können nur fünf Minuten nicht dabei sein? Das ist doch nicht so schlimm.“

„Nein, sie waren nur fünf Minuten traurig, dann hingen sie wieder an ihren Handys.“

Vielleicht habe ich doch nicht so viel Glück gehabt, wie ich gedacht habe.

„Wo sind die denn eigentlich?“, will ich wissen.

„Deine Mutter besucht die ganze Woche über die Fabriken in Asien und dein Vater die Niederlassungen in Südamerika“, sagt der Pinguin.



„Oh“, murmele ich beeindruckt, denn das bin ich wirklich. Anscheinend haben meine neuen Eltern Fabriken in Asien UND Südamerika. Kein Wunder, dass die Halle hier nach richtig, richtig viel Geld aussieht.

„Bei welcher Tür soll ich denn behilflich sein?“, erkundigt sich der Pinguin.

Am liebsten bei allen, würde ich gerne antworten. Lasse es dann aber lieber. Eine Führung durch den ganzen Palast wäre zwar nicht schlecht und würde mir einen guten Überblick verschaffen, aber das könnte bei dem Pinguin auch Verdacht erregen. Schließlich bin ich hier ja zu Hause, und außerdem würde so eine Führung mindestens drei Tage dauern. Deswegen entscheide ich mich dagegen und sage: „Ich würde gern erst mal auf mein Zimmer gehen.“

„Welches? Das große, das mittlere oder das kleine?“

OH! Offensichtlich habe ich mehr als ein Zimmer.

„Das große!“ Wenn schon, denn schon.

„Sehr gute Wahl“, lobt mich der Pinguin.

Ich folge ihm die Treppe rauf, und als wir oben ankommen, gehen von dem endlosen Flur rechts und links wieder Türen ab, genau wie in dem Gang im Gefängnis. Nur mit dem Unterschied, dass der Pinguin keinen riesigen Schlüsselbund dabei hat und die Zimmer hinter den Türen bestimmt größer und bequemer sind als die im Knast. Und natürlich ist der Flur hier auch viel schöner als der im Gefängnis. Auf dem Boden liegt ein Teppich, und der ist so weich und tief, dass ich fast darin versinke. Aber das ist mir immer noch lieber als der glatte Marmorboden, auf dem ich mich vor fünf Minuten auf den Hintern gelegt habe.



6. Scherben bringen Glück

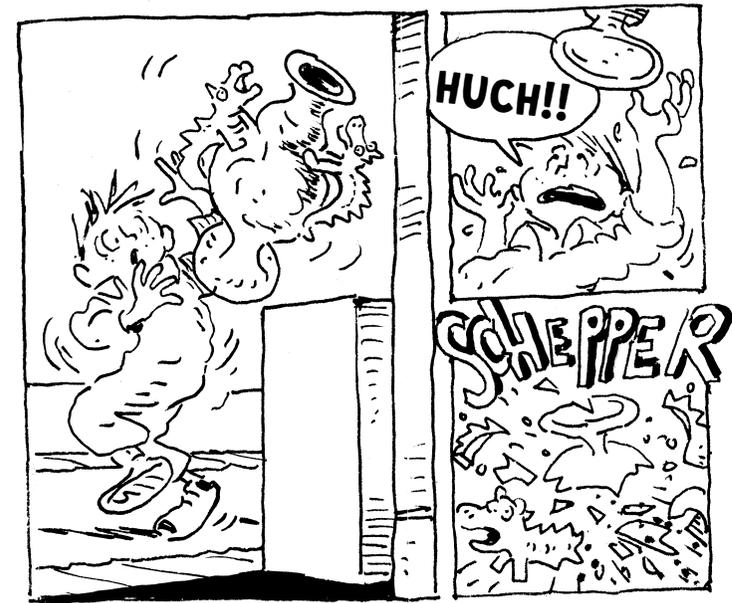
An den Wänden hängen überall gerahmte Bilder. Aber die sind moderner als die alten Schinken mit den Opas und Omas, die ich unten in der Eingangshalle gesehen hatte. Eines der Gemälde hier oben im Flur kenne ich sogar aus dem Kunstbuch, das wir in der Schule benutzen. Es zeigt eine eckige, blaue Frau und ist von einem Maler, der Inkasso oder so ähnlich heißt.

„Ich mag das Poster“, sage ich zu dem Pinguin. „Es sieht fast so aus, als wäre es echt.“

„Poster?!“, wiederholt der Pinguin und fängt an zu lachen. „Der war gut. Poster!!! Lass das nicht deinen Vater hören.“

Ich drehe mich verwundert zu ihm um und laufe aus Versehen gegen eine riesige blaue Vase, die im Flur auf dem Boden steht. Ich greife schnell zu, damit sie nicht kaputtgeht, kriege sie aber nicht richtig zu fassen.

Deswegen fällt die Vase nicht auf den superweichen Teppichboden, wo ihr wahrscheinlich gar nichts passiert wäre, sondern gegen die Wand. Mit einem lauten Scheppern zerbricht sie in eine Million Scherben. Mindestens.



Erschrocken springe ich zurück und reiße dabei mit meiner linken Schulter das Poster runter. Das Bild landet in einer von den größeren Scherben, die jetzt überall auf dem Teppichboden liegen. Ein langer Riss

zieht sich von rechts oben nach links unten einmal quer durch das ganze Gemälde. Aber das macht mir keine Sorgen, war ja nur ein Poster. Sorgen macht mir die Vase. Die war bestimmt wahnsinnig teuer. Also mindestens fünfzig Euro oder so. Wenn nicht sechzig oder vielleicht sogar siebzig.

„Entschuldigung. War keine Absicht, ehrlich nicht. Aber sagt man nicht auch, Scherben bringen Glück? Sagt man doch, oder?“, stammele ich, weil mir das alles schrecklich peinlich ist. „Ich ersetze das natürlich, versprochen.“

Der Pinguin beachtet die Scherben überhaupt nicht, der starrt nur das zerschnittene Poster an. Er ist ganz blass geworden und sieht aus, als wäre er irgendwo in der Antarktis mitten in einem Rudel Killerwale auf Pinguinjagd gelandet.

„Die Vase kam aus China“, sagt der Pinguin.

„Ah, da ist es ja nicht so schlimm“, erwidere ich erleichtert, weil die dann ja nicht so teuer gewesen sein kann. Das meiste, was aus China kommt, ist ja doch nur billiger Schrott.

„Gut, dass es nicht die im Esszimmer war“, sagt der Pinguin.

„Warum?“

„Die Vase im Esszimmer ist dreihundert Jahre alt. Die hat deine Mutter vor ein paar Jahren für 250.000 Dollar gekauft, mittlerweile dürfte sie das Doppelte wert sein“, erklärt der Pinguin, dann zeigt er auf die Scherben. „Die hier war höchstens zweihundert Jahre alt und hat auch nur 40.000 gekostet.“

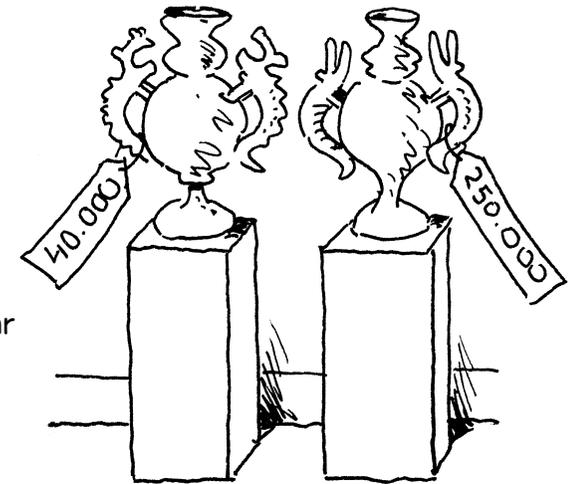
Jetzt bin ich es, der blass wird.

40.000 Euro!

Für eine Vase!

Das ist mehr, als meine Eltern – also meine richtigen Eltern – zusammen in einem Jahr verdienen.

„Deswegen ist das auch nicht so schlimm mit der Vase hier“, fährt der Pinguin fort. „Ich räum nachher die Scherben weg und versuche, das zu kleben.“



„Echt? Das wäre super.“ Ich bin kurz davor, den Pinguin aus lauter Dankbarkeit zu umarmen.

„Schlimm ist das Bild.“ Der Pinguin hebt den Rahmen mit dem zerschnittenen Gemälde vom Boden auf.

Dabei zittern seine Hände in den weißen Handschuhen, das kann ich sehen.

„Ach was, machen Sie sich darum keine Sorgen“, versuche ich ihn zu beruhigen. „Das bestell ich einfach neu im Internet. Da gibt es Webseiten, auf denen kann

man alle möglichen Poster kaufen. Kostet höchstens zehn Euro, vielleicht zwanzig.“

„Das ist kein Poster. Das ist ...“ Der Pinguin macht eine Pause. „Das WAR ein echter Picasso. Dein Vater hat dafür knapp fünf Millionen

Euro bezahlt. Obwohl er es überhaupt nicht mag, deswegen hängt es ja auch hier im Flur und nicht unten in einem der Arbeits- oder Wohnzimmer.“

„Fünf Millionen!!!???!““, wiederhole ich, und es kann sein, dass ich dabei etwas panisch klinge.



Bei meinen zwanzig Euro Taschengeld im Monat brauch ich ... Augenblick, gleich hab ich es ... brauche ich

250.000 Monate, um das abzuzahlen. Das sind etwa 20.000 Jahre, und da sind die Zinsen noch gar nicht mit eingerechnet.

Denkfehler!

Hier kriege ich ja bestimmt mehr Taschengeld, vielleicht sogar das Doppelte, also vierzig Euro im Monat. Dann bräuchte ich nur 10.000 Jahre, um die Vase zu bezahlen.

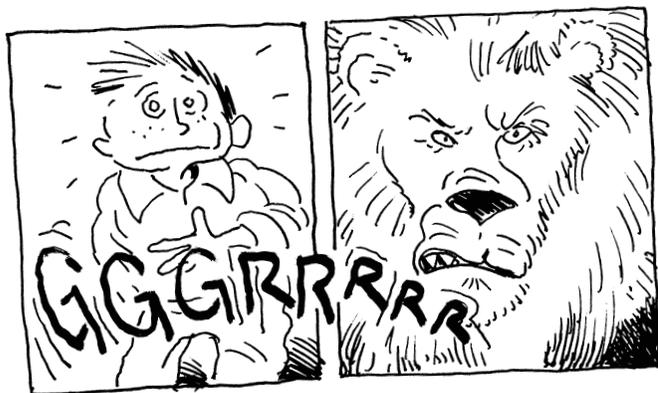
Ich schaue mich nach der nächsten Tür um, durch die ich schnell wieder verschwinden kann, aber da sagt der Pinguin auch schon: „Aber vielleicht ist das mit dem Poster gar keine schlechte Idee. Ich glaube nämlich nicht, dass dein Vater den Unterschied bemerken wird. Zumindest, solange er es nicht verkaufen will.“

„Meinen Sie wirklich?“, fragte ich zweifelnd.

„Da bin ich mir sogar ziemlich sicher“, erwidert der Pinguin, der mittlerweile auch wieder etwas mehr Farbe im Gesicht hat. „Er macht sich nicht viel aus Kunst.“

„Warum gibt er dann so viel Geld dafür aus?“

„Weil er es kann.“ Der Pinguin legt den Rahmen mit dem zerstörten Gemälde auf dem Boden ab, steigt vorsichtig über die Scherben und geht weiter. Als er zehn Minuten später das Ende des Flurs erreicht, öffnet er dort die Tür für mich. Im selben Moment fängt mein Magen wieder laut an zu knurren.



„Hunger?“, fragt mich der Pinguin.

Ich nicke und sage: „So ein kleiner Snack wäre wirklich nicht schlecht. Ich habe heute noch nicht viel gegessen, eigentlich fast gar nichts. Könnte ich vielleicht ein Sandwich kriegen?“

Der Pinguin nickt ebenfalls und sagt: „Und?“

Es dauert einen Moment, bis ich kapiere, dass er von mir wissen möchte, was ich sonst noch haben möchte.

„Einen Hamburger?“, frage ich vorsichtig.

„Und?“

„Einen Döner?“

„Und?“

„Ein halbes Hähnchen, wäre das okay?“

„Und?“

„Pommes?“

„Und?“

Hey, das ist ja besser

als in jedem Restaurant!

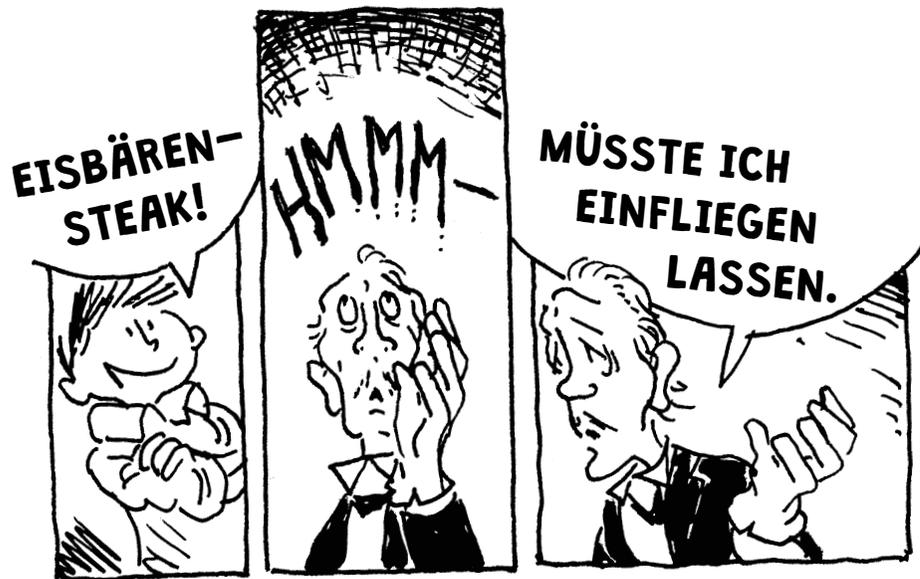
„Ein Stück Erdbeerkuchen.“

„Und?“



„Mit einer doppelten Portion Sahne.“

Egal, was ich mir wünsche, der Pinguin nickt einfach nur, so als wäre es das Normalste von der Welt, dass ich hier gerade als kleinen Snack für zwischendurch so viel bestelle, wie eine fünfköpfige Familie in einer ganzen Woche isst. Es ist jetzt schon viel mehr, als ich schaffen kann, aber ich mache einfach weiter und verlange die verrücktesten Gerichte, weil ich wissen möchte, ob es da nicht doch noch irgendwo eine Grenze gibt.



„Das könnte ich dann erst heute Abend servieren“, erklärt der Pinguin.

„Nicht nötig“, sage ich schnell, bevor er das wirklich noch macht. „War nur ein Witz, wer isst denn schon Steaks aus dem Fleisch von Eisbären?“

Der Pinguin sagt nichts, aber er verdreht die Augen, was ja nur bedeuten kann, dass es wirklich irgendwelche reichen Leute gibt, die so was essen.

IHHH!

„Noch irgendwelche anderen Wünsche?“

„Nein danke, das reicht“, erwidere ich.

„Dann gebe ich das mal an die Küche weiter und küm-
mere mich danach um die Scherben und das Poster“,
sagt der Pinguin und verabschiedet sich mit einer
angedeuteten Verbeugung.

Er hat die Tür aufgelassen, sodass ich jetzt endlich
dazu komme, mein Zimmer in Augenschein zu nehmen,
aber der Pinguin hat gelogen.

Das Zimmer ist nicht groß.

Es ist riesig.

Ungelogen, es ist größer als die komplette Wohnung,

in der ich mit meinen Eltern lebe. Gegenüber der Tür ist ein Panoramafenster und durch das schaue ich hinaus auf einen Park, einen Golfplatz und zwei Tennisplätze. Rechts von mir ist ein Bett, in dem drei Leute Platz hätten. Egal, ob sie sich quer oder längs hinlegen, die würden sich dabei nicht mal berühren. Und über dem Bett hängen ein Hockey-Schläger und daneben lauter Urkunden über erste Plätze und eine

Menge Medaillen, die meisten davon in Gold. Offensichtlich bin ich ein richtiger Sportcrack im Hockey. Wir haben das schon mal in der Schule gespielt mit so roten und blauen Plastikschlägern.

Das war nicht schwer, das krieg ich ganz sicher auch mit den Holzschlägern hin. Um DAS Spiel brauche ich mir also keine großen Sorgen zu machen. Wenn ich dann überhaupt noch da bin und mich nicht längst verabschiedet habe, weil das

mit dem kaputten Bild von diesem Inkasso doch noch rauskommt. Türen gibt es in dem Palast schließlich genug, und da wird ganz sicher eine dabei sein, die mich woanders hinbringt. Mit ein bisschen Glück vielleicht sogar nach Hause.

Aber dann fällt mein Blick auf den Fernseher, der an der Wand hängt. Der Bildschirm ist so groß wie eine Kinoleinwand, und darunter stehen auf einem Regal alle Spielekonsolen und Controller der letzten zwanzig Jahre. Fein ordentlich sortiert nach Erscheinungsdatum. Das mit dem Schnell-hier-Verschwinden hat eventuell doch noch ein bisschen Zeit, das dauert ja, bis ich die alle durchprobiert habe. In irgendeiner Schublade lagern hier bestimmt auch die passenden Spiele dazu. Sonst würde die Sammlung ja gar keinen Sinn machen. Ich brauche gar nicht lange zu suchen, da habe ich die CDs und so auch schon in einer Schublade gefunden. „Yeah! Yeah! Yeah!“, brülle ich, weil das bestimmt weit über hundert Spiele sind. Darunter auch solche, die offiziell noch gar nicht erschienen sind, von denen aber schon alle reden.



Das ist wie auf der Gamescom. Nur besser. Viel besser. Hier habe ich alle Spiele für mich alleine und muss nicht stundenlang Schlange stehen, nur um mal fünf Minuten zocken zu können. Ich bin im Paradies gelandet.



7. Ein neuer, alter Freund

„Ist das so eine Art Paarungsschrei, oder was? Kein Wunder, dass sich die Mädchen immer auf die Bäume flüchten, wenn sie dich sehen.“ Erschrocken drehe ich mich um und erschrecke ein zweites Mal. In der Tür steht mein Freund Masud und



grinst mich breit an, so als stünden

wir immer noch im Schulflur vor den Klos und nicht in einem Palast mit geschätzten 1.589 Zimmern, wenn nicht mehr.

Erst auf den zweiten Blick erkenne ich, dass er es doch nicht ist. Aber das passiert mir auf meinen Tür-Reisen immer wieder, dass ich da auf Leute treffe, die ganz stark Menschen ähneln, die ich auch aus meinem

normalen Leben kenne. Ungewöhnlich ist diesmal nur, dass der Junge da in der Tür nicht nur fast so aussieht wie Masud, sondern auch genauso redet.

„Was glotzt du mich so an, du Mandarine?“



Genau wie Masud hat auch Tarek seinen Haaren zu viel Gel verpasst. Die stehen steil von seinem Kopf ab und sehen echt so aus, als wären es Stacheln. Jede Wette: Wenn da ein Ballon drauf landet, macht es BUMMM und er zerplatzt in tausend Stücke. Dazu trägt Tarek eine grüne Jeans und ein blaues Rüschenhemd. Das sieht ziemlich schräg aus, und wenn ich so was bei mir zu Hause in der Schule tragen würde, könnte ich mich gleich beerdigen lassen.

„Witzig, sehr witzig“, erwidert Tarek und grinst noch breiter, dann zeigt er auf den Overall, den ich ja immer noch trage. „Der gute Ludwig hatte mich schon gewarnt, dass du in so einem Mandarinen-Strampler rumläufst. Sieht aus wie die Dinger, die die Leute im Knast anziehen müssen. Passt zu dir. Solltest du öfters tragen.“

„Ludwig?“ Ich starre Tarek fragend an.

„Du bist echt so ein unfassbar verwöhntes, neureiches Bonzenbaby. Du wirst doch wohl noch den Namen von eurem Mädchen für alles kennen? Ludwig! Der hat dir schon den Hintern abgewischt, als du dir noch in die Hosen gemacht hast. Also vorgestern oder so.“

Jetzt weiß ich endlich auch den Namen von dem Pinguin.



Das war mir schon die ganze Zeit furchtbar unangenehm, dass ich ihn immer nur ‚Pinguin‘ nennen musste, weil ich seinen Namen nicht kannte. Obwohl er seit meiner Ankunft schrecklich nett zu mir war.

„Und jetzt beeil dich, du Zitrusfrucht auf zwei Beinen. Sonst fängst du noch an zu faulen.“

„Beeilen? Wofür?“, erkundige ich mich vorsichtig.

„Wir sind verabredet, Alter!“

„Wozu?“

„Zum Shoppen! Sag mal, ist dir die Zitronensäure von deinem Overall ins Hirn gestiegen und hat da die letzten Zellen zersetzt, oder was ist mit dir los?“ Tarek verdreht die Augen.

„Weiß ich doch, du Shopping-Queen“, sage ich schnell, obwohl ich natürlich gar nichts weiß.

Shoppen?

Welcher normale Junge geht schon gerne shoppen? Aber Tarek scheint sich darauf zu freuen.

Der nimmt mir auch die Shopping-Queen nicht übel. Ganz

im Gegenteil, der ist richtig stolz darauf, dass ich ihn so genannt habe. „Warte, ich zieh mich nur kurz um, dann können wir los.“

Ich habe noch nicht zu Ende gesprochen, da wird mir klar, dass ich gerade einen Riesenfehler gemacht habe. Ich habe nämlich keine Ahnung, wo meine Kleider sind. In dem offenen Schrank vor mir können sie nicht sein, da lagern ja nur die Konsolen und die Controller. Ich kann aber keine anderen Schränke sehen, nur so ein



paar Kommoden und Vitrinen, in denen hinter Glas das gesamte *Star Wars*-Sortiment von Lego steht. Inklusiv des Todessterns, den ich mir immer gewünscht, aber nie bekommen habe, weil der für meine Eltern unbezahlbar war. Es gibt noch zwei weitere Türen in dem Zimmer, und ich habe den Verdacht, dass hinter einer davon mein Schrank und hinter der anderen mein eigenes Badezimmer ist. Ich habe aber keine Ahnung, hinter welcher der Türen was ist. Außerdem ist mir das Risiko zu groß, eine davon zu öffnen. Könnte ja sein, dass ich dann gleich wieder woanders lande, und das will ich nicht. Nicht, bevor ich nicht mindestens die Hälfte der Konsolen und Spiele durchprobiert habe.

„Kannst du mir mal die Tür zum Kleiderschrank aufmachen?“, bitte ich Tarek.

„Bin ich dein Sklave?“ Er sieht mich an, als wäre ich verrückt geworden. Genau wie Masud damals auf dem Flur vor den Schultoiletten.

„Das ist nur der Kleiderschrank, nicht das Klo oder so. Stell dich nicht so an, ich habe mich vorhin auf dem glatten Marmor hingelegt und mir die Hände verletzt.“

Ich halte meine Arme in die Höhe, so wie ich es bei Ludwig unten in der Halle auch schon gemacht habe.

„Kannst du denn morgen spielen? Ich sag es echt nicht gerne, aber wir brauchen dich für DAS Spiel.“

Tarek sieht wirklich besorgt aus, und das verschafft mir drei weitere wichtige Informationen.

Erstens: Er und ich spielen in derselben Mannschaft.

Zweitens: DAS Spiel morgen scheint wirklich wichtig zu sein. Wozu sonst die ständigen GROSSBUCHSTABEN?

Drittens: Ich bin anscheinend so was wie der Star der Mannschaft.

„Wird schon klappen, deswegen schone ich mich ja heute“, murmele ich, und da sieht Tarek gleich viel beruhigter aus.

„Puhh, du hast mich grad echt erschreckt, weißt du das? Mach das nicht noch mal.“ Tarek geht auf eine der beiden Türen zu und öffnet sie.

Es ist genau die, hinter der ich das Bad vermutet hatte. Hinter der Tür ist aber kein Schrank, sondern ein weiteres Zimmer, und das ist voller Klamotten. An den Wänden sind Kleiderstangen befestigt, an denen

Anzüge, Jacken und Hosen hängen, und auf Regalen liegen Hemden, T-Shirts und Pullover. Darunter stehen fein ordentlich nebeneinander Dutzende von Schuhen.



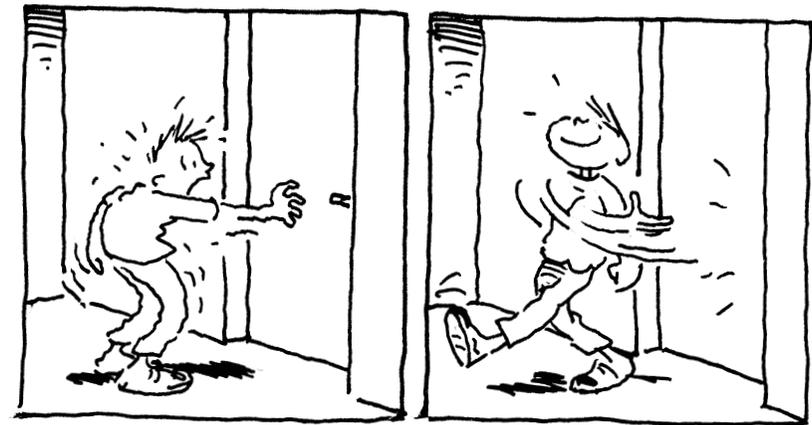
Manche für Sport, manche aus Leder, und dann gibt es noch so richtig ausgefallene Sneaker. So Schuhe, die ich bisher nur aus dem Internet kannte und von denen immer nur höchstens tausend Stück produziert werden, damit die so richtig, richtig teuer sind.

„Bin gleich wieder da“, sage ich und mache die Tür hinter mir zu, weil mir Tarek ja nicht unbedingt beim

Umziehen zugucken muss. Das kann ich bedenkenlos tun, weil dabei nie was passiert.

Tür öffnen = total gefährlich

Tür schließen = völlig harmlos



„Lass dir ruhig Zeit, ich zocke in der Zeit ein bisschen was“, ruft Tarek, und kurz darauf höre ich auch schon das laute Geballer eines Videospiele.

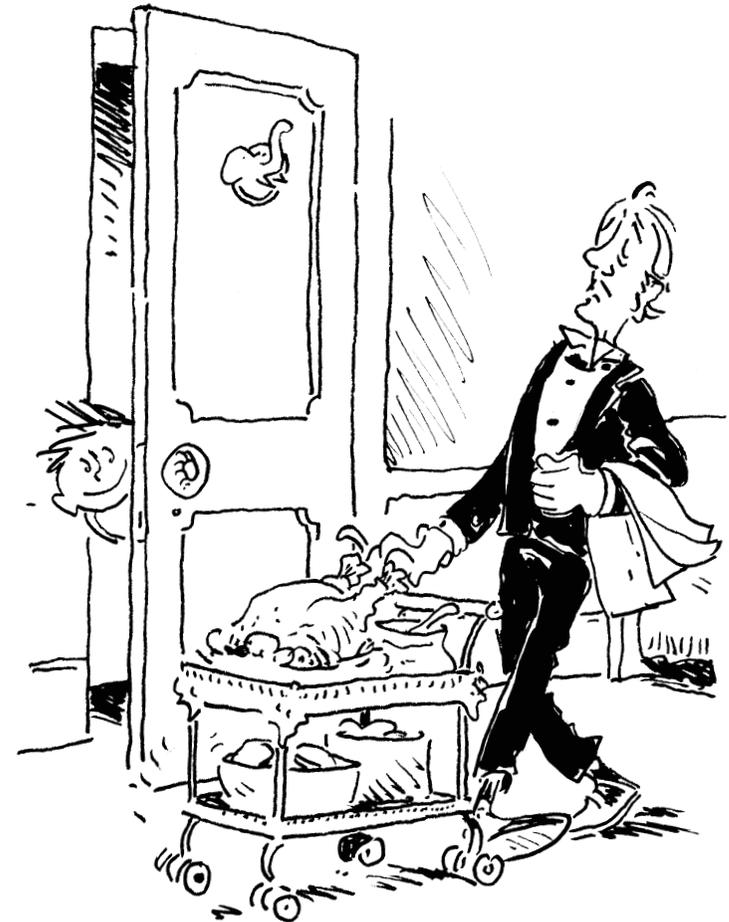
Ich streife den Overall ab und überlege, was ich stattdessen anziehen soll. Ganz sicher keinen von den Anzügen, und die teuren Sneaker kommen auch nicht infrage, weil ich die potthässlich finde. Ich entscheide mich für eine ganz normale blaue Jeans, ein einfaches

weißes T-Shirt und ein paar Turnschuhe ganz ohne bunte Aufdrucke oder anderen Schnickschnack. Als ich fertig bin, schaue ich mich im Spiegel an. Der hängt an der Wand und ist so groß, dass ich mich darin von Kopf bis Fuß betrachten kann. Ich sehe ein bisschen erschöpft und verschwitzt aus. Kein Wunder, nach dem, was ich heute schon alles erlebt habe. Ich würde gerne schnell noch duschen, aber dazu müsste ich durch die andere Tür ins Badezimmer, und ich bezweifle stark, dass Tarek mir die auch noch öffnen würde. Dazu ist er viel zu sehr beschäftigt. Das höre ich, weil das Geballer nebenan immer lauter wird. Die Spiele wollte ich ja auch noch alle ausprobieren, und deswegen packe ich hier ganz sicher in der nächsten Zeit keine Klinke an, um irgendeine Tür aufzumachen. Nicht bevor ich alle Konsolen ausgetestet habe. Außer Tareks Geballer höre ich aus dem Zimmer nebenan jetzt noch andere Geräusche. Es ist das Klappern von Tellern und Besteck. Das muss Ludwig, der Pinguin, sein. Bestimmt serviert er gerade das



Essen, das ich bestellt habe. Bei dem Gedanken fängt mein Magen so laut an zu knurren, dass er sogar das Geballere und Geklapper übertönt.

„Hör auf zu knurren, du Magenbär! Ich versteh hier ja gar nichts mehr“, ruft Tarek, und Ludwig sagt: „Es ist auch schon angerichtet, junger ... äh, Leo. Ich wünsche guten Appetit.“



Ich nicke meinem Spiegelbild aufmunternd zu und verlasse das Ankleidezimmer. Das ist gar kein Problem, weil ich clever genug war, die Tür nicht ganz zu schließen, sondern nur anzulehnen. Da brauche ich sie jetzt nur mit der Schulter aufzudrücken und muss keine Klinke berühren.

Ludwig hat auf meinem Schreibtisch ein Riesenbüffet aufgebaut. Es ist alles da, was ich haben wollte, und natürlich ist es viel, viel zu viel.

„Die Orangenhaut stand dir besser.“ Tarek hat sich zu mir umgedreht, weil er gerade das dritte und letzte Leben im Kampf gegen einen Riesentroll verloren hat.

„Ich finde, Sie, äh, du siehst ganz ausgezeichnet aus. Sportlich, leger und dabei ganz natürlich“, lobt Ludwig meine Auswahl.

„Danke, Ludwig“, antworte ich und freue mich, dass ich ihn endlich mit seinem Namen ansprechen kann. Er freut sich auch, das sehe ich in seinem Blick. Nur Tarek freut sich nicht.

„Ich habe bloß verloren, weil ich wegen deinem

Knurren den Troll nicht gehört hab, der sich von hinten angeschlichen hat.“ Tarek zeigt auf den Bildschirm, dann auf das Büffet. „Sag mal, du Vielfraß, hast du den Rest der Mannschaft auch noch eingeladen, oder wer soll das alles essen?“

„Haben Sie Hunger, wollen Sie auch was haben?“, frage ich Ludwig, aber der schüttelt nur den Kopf, bedankt sich höflich und verabschiedet sich mit seinen drei Servierwagen, die er für das Zeug gebraucht hat.

„Endlich! Endlich, endlich, endlich, du eingebildeter Schnösel!“, sagt Tarek, als Ludwig verschwunden ist.

„Dass ich das noch erleben darf.“

„Was denn?“, frage ich verwirrt.

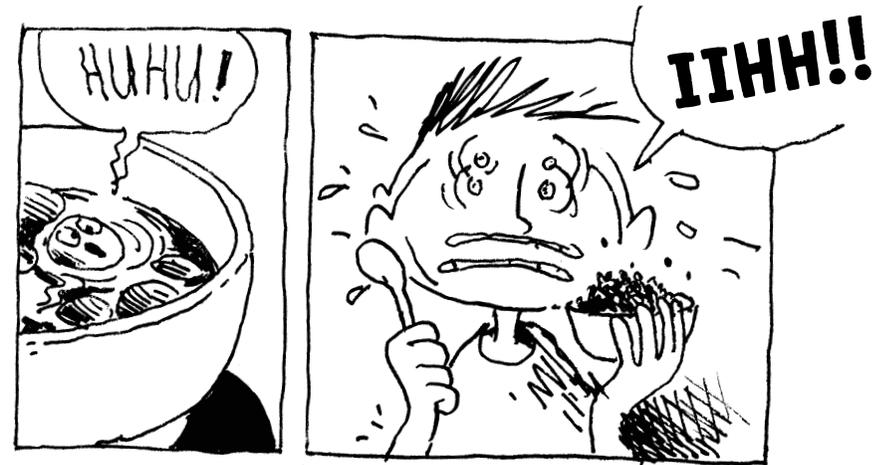
„Endlich lässt du dich von ihm nicht mehr siezen und als ‚junger Herr‘ anreden“, antwortet Tarek. „Das hat mir schon lange gestunken, wie du dich Ludwig gegenüber verhalten hast. Wie so ein neureicher Prolo.“ Tarek schaut mich an, dann grinst er. „Na ja, bist du ja auch. Komm, lass uns eine Kleinigkeit essen, dann müssen wir los.“

8.

Eine Platin-Titan-Diamant-Karte

„Kleinigkeit“ ist natürlich maßlos untertrieben von Tarek. Das ist mehr eine Großigkeit, die Ludwig da auf den Tisch geladen hat. Ich muss mich beherrschen, die paar Meter zum Büfett nicht zu rennen, weil ich so hungrig bin und alles so gut aussieht, und riechen tut es noch viel besser. Das Tollste aber ist, dass es sogar noch besser schmeckt, als es aussieht und duftet. Es ist mit Abstand das Leckerste, was ich jemals gegessen habe, und das gilt für alles, was ich probiere. Ganz egal ob Döner, Hähnchen, Hamburger, Sandwiches, Erdbeertorte – es ist einfach alles superlecker. Alles außer so kleinen schwarzen Kügelchen, mit denen Ludwig die meisten der Gerichte verziert hat. Sie sehen aus wie der Froschlaich im Teich bei uns im Stadtpark, bevor daraus Kaulquappen werden. Als ich die Kügelchen vorsichtig probiere, schmecken sie auch so. Nicht,

dass ich schon mal Baby-Kaulquappen gegessen hätte, aber genauso stelle ich mir das vor.



„Was ist das?“

„Das ist Kaviar“, antwortet Tarek. „Die Fischeier hat Ludwig extra für dich besorgt. Ich fass das Zeug nicht an, aber du liebst das, weil die so schweineteuer sind.“

„Ich?“

„Klar doch, du isst die doch sonst sogar schon zum Frühstück auf deinem Croissant.“

„Jetzt nicht mehr“, antworte ich mit vollem Mund. Ich habe mir einen von den Hamburgern geschnappt, um den Fischgeschmack wieder loszuwerden. Mit dem

Hamburger in der Hand schlendere ich zum Fenster, um Tareks Blick auszuweichen. Der schaut mich schon die ganze Zeit so komisch an, und das kann ich ihm nicht mal übel nehmen.

„Warum ist da unten eigentlich niemand im Park? Ist doch schön da.“ Ich stehe am Fenster und schaue hinaus auf den Rasen, die Blumenbeete und die Bäume, die direkt an den Palast grenzen. Eine kleine, gewundene Straße führt an einem großen Brunnen vorbei vom Palast weg und verschwindet zwischen den hohen Bäumen. Es ist aber tatsächlich weit und breit niemand zu sehen, dabei könnte man auf den Wegen doch bestimmt nett spazieren gehen, wenn man spazieren gehen mag, oder auf dem Rasen Fußball spielen.

„Weil das kein öffentlicher Park, sondern euer Garten ist, du Vollpfosten“, erwidert Tarek. „Bist du sicher, dass dein Kopf bei deinem Unfall nicht auch was abbekommen hat?“

„Klar bin ich sicher. Ich heiß' ja nicht Tarek“, erwidere ich mit vollem Mund und wende mich wieder vom Fenster ab. Ich bin mittlerweile pappsatt, dabei haben

wir nicht mal die Hälfte von dem gegessen, was ich mit knurrendem Magen bestellt habe. Das ist genau wie wenn man hungrig in den Supermarkt geht. Da kauft man auch immer viel mehr ein, als man eigentlich braucht.

„Schade um das gute Essen“, sage ich.

„Keine Sorge, Ludwig gibt das an Leute weiter, die es mehr zu schätzen wissen als du“, erwidert Tarek.

„Wenn deine Eltern beide unterwegs sind, kriegen die das ja gar nicht mit. Da bekommt er keinen Ärger.“

Als erfahrener Tür-Reisender habe ich gelernt, so schnell wie möglich so viele Informationen wie möglich aufzuschnappen, um nicht noch mehr aufzufallen, als ich es sowieso schon tue. Aus Tareks Bemerkung schließe ich, dass meine Eltern wohl keine besonders netten Menschen sind. Aber so was Ähnliches hatte Ludwig ja auch schon angedeutet, und ich, ich war es wohl auch nicht. Aber das werde ich ändern.

„Sehr gute Idee“, sage ich schnell. „Sollen wir ihm dabei helfen?“

Jetzt sieht Tarek wirklich verwirrt aus.

„Du hast doch was auf den Kopf bekommen, aber egal, wir haben keine Zeit, der Helikopter meiner Eltern wartet schon viel zu lange auf uns.“

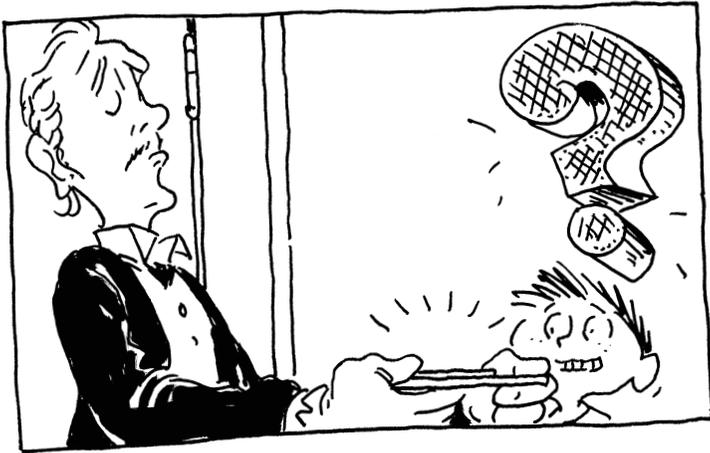


„Klar, wie willst du denn sonst zum Shoppen von der Insel hier runtergekommen? Bist du ein Engel? Hast du Flügel? Nee, hast du nicht. Also nehmen wir den Helikopter, ist doch logisch. Und jetzt beeil dich, wenn es dunkel wird, muss ich den Hubschrauber wieder zurückgeben.“

Tarek läuft vorneweg, und das erspart mir, ihn wieder bitten zu müssen, mir die Tür aufzumachen. Mir schwirren tausend Fragen durch den Kopf. Meine Eltern scheinen nicht nur reich zu sein, sondern sehr,

sehr reich, wenn sie sogar eine eigene Insel besitzen. Und Tareks Eltern sind es anscheinend auch, sonst hätten sie ja keinen Hubschrauber, den sie ihrem Sohn leihen, als wäre es ein Auto oder ein Mofa. So langsam wird das unheimlich, weil meine richtigen Eltern eher weniger Geld haben und ich keine Ahnung, wie man sich als reicher Schnösel so benimmt. Noch mehr Sorgen aber mache ich mir wegen des Helikopters. Ich bin noch nie geflogen, noch nicht mal in die Ferien, und jetzt soll ich in einen Hubschrauber steigen. Ob Tarek den selber fliegt? Ich traue mich nicht, ihn zu fragen, weil er mich dann bestimmt wieder so komisch anguckt.

Draußen auf dem Flur hat Ludwig die Scherben alle schon eingesammelt, und auch von dem kaputten Inkasso ist nichts mehr zu sehen. Ich laufe hinter Tarek die Treppe in die riesige Eingangshalle hinunter. Unten vor der Tür wartet Ludwig schon auf uns. Er hat ein silbernes Tablett in der Hand. Darauf liegt irgendetwas, das die Lichter des Kronleuchters in der Halle reflektiert.



Erst als ich näherkomme, erkenne ich, was da so funkelt. Es sieht aus wie ein Büchereiausweis.

„Für mich? Oh, danke. Wo ist denn hier die nächste Bibliothek?“

„Dort hinten“, antwortet Ludwig und zeigt auf eine große Holztür, die von der Halle abgeht. „Aber da war seit Jahren niemand mehr außer mir.“

„Und dafür brauche ich eine Karte?“ Ich versteh mal wieder nur Bahnhof.

„Das ist doch kein Büchereiausweis“, mischt sich Tarek ein. „Das ist eine Kreditkarte.“

„Exakt, deine Mutter bat mich, sie dir zu überreichen. Wahrscheinlich hat sie ein schlechtes Gewissen, weil sie so oft weg ist, wenn ich mir die Bemerkung erlauben

darf. Es ist eine Platin-Titan-Diamant-Karte ohne Limit.“

Tarek stößt einen anerkennenden Pfiff aus und sagt: „Wow, ich habe gehört, davon gibt es nur hundert Stück auf der Welt.“

„Was heißt denn ohne Limit?“, will ich wissen.

„Dass du dir dafür kaufen kannst, was immer du willst“, erklärt Ludwig. „Weil es sowieso unmöglich ist, das Vermögen deiner Eltern während einer Shopping-Tour aufzubreuchen.“

Er hält mir immer noch das Tablett mit der Kreditkarte hin, aber ich zögere einen Moment. So als könnte ich mich an der Karte verbrennen. Dann greife ich schnell zu und stecke sie in die Hosentasche meiner Jeans. Ohne dass ich fragen muss, öffnet Ludwig mir die Tür, und ich verlasse mit Tarek den Palast. Erst hier draußen erkenne ich, wie groß das Gebäude wirklich ist. Es ist mehr so eine Art Schloss als ein Palast.

„Ich staune auch immer wieder aufs Neue, wenn ich den riesigen Kasten sehe“, sagt Tarek, der meinen überraschten Blick bemerkt hat. „Aber für deinen

Vater musste es ja unbedingt dieses alte Königsschloss sein. Dabei braucht er es gar nicht, er ist ja eh nie zu Hause. Und jetzt komm, der Heli parkt hinterm Haus.“

„Was wollen wir eigentlich shoppen?“, frage ich, während wir um das Schloss herumlaufen.

„Wenn wir es wüssten, würden wir einkaufen. Beim Shoppen lässt man sich überraschen“, erklärt Tarek, der sich wirklich auf unsere Tour zu freuen scheint. Ich gehe nicht so gerne shoppen, aber das liegt vielleicht auch daran, dass ich sonst gar kein Geld dafür habe.

Es dauert ewig, bis wir das Schloss umrundet und den



Hubschrauber-Landeplatz erreicht haben. Zu meiner Erleichterung wartet da ein Pilot auf uns, und das heißt ja wohl, dass Tarek das Ding doch nicht selber fliegt. Der Mann begrüßt uns und öffnet uns die Türen hinten.

Das ist echt praktisch mit dem Reichsein. Vor allem für einen Tür-Reisenden wie mich.

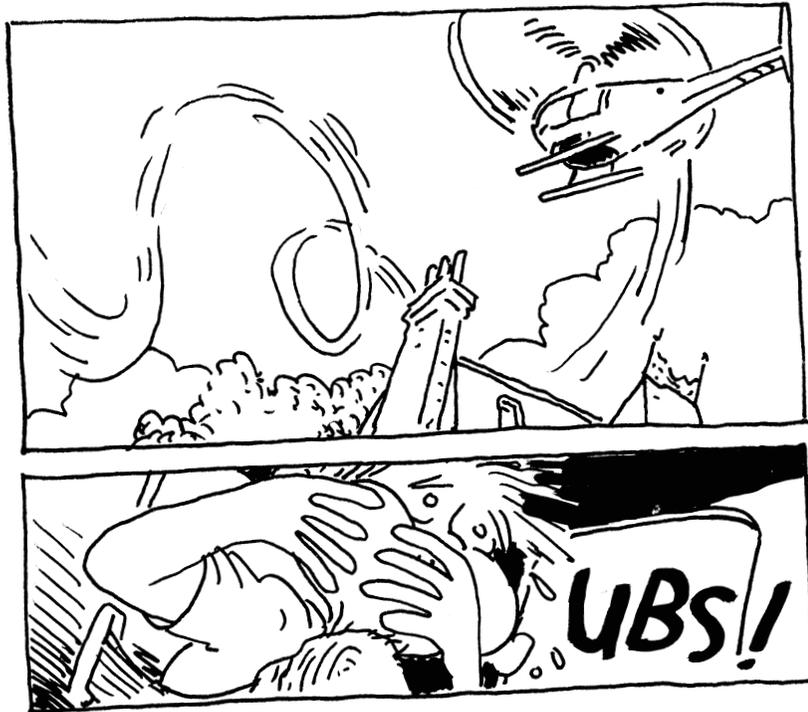
Kaum haben wir Platz genommen, schmeißt der Pilot auch schon die Rotoren an. Tarek ruft mir irgendwas zu, aber das verstehe ich nicht, weil der Motor des Hubschraubers so laut ist.

„Was hast du gesagt?“, brülle ich.

„DU BIST BLASS WIE EIN YETI! HAST DU DEN KAVIAR NICHT VERTRAGEN?“

Ich nicke nur, obwohl das nicht stimmt. Also das mit der Blässe wahrscheinlich schon. Das liegt aber nicht an den ekligen Fischeiern, sondern daran, dass der Hubschrauber keinen Bodenkontakt mehr hat. Wir schweben einen Meter über der Erde, und dann geht alles ganz schnell. Der Pilot reißt den Heli steil nach oben, um ihn dann zur Seite fallen zu lassen. In einer

scharfen, sehr scharfen Kurve umrundet er einmal das Schloss, und ich bereue zutiefst, dass ich mir eben noch den Bauch vollgeschlagen habe. Ich schaue mich nach einer Kotztüte um, kann aber keine entdecken.



Tarek scheint das Geschaukel überhaupt nichts auszumachen. Der hat sein Handy rausgeholt und checkt in aller Ruhe seine Nachrichten, weil wir uns bei dem

irren Lärm sowieso nicht unterhalten können. Für einen Augenblick überlege ich, einfach die Tür aufzureißen und mich ins Freie zu stürzen. Vielleicht lande ich dann wieder als Sklave in Ägypten beim Bau der Pyramiden, oder aber ich stürze einfach in die Tiefe und sterbe. Beides wäre eine Verbesserung. Doch als ich meine Hand nach dem Türhebel ausstrecke, merke ich, dass der mit so einer Kindersicherung verriegelt ist. Ich wage einen Blick nach unten und sehe, wie riesig die Insel ist, auf der das Schloss meiner Eltern liegt. Der Helikopter lässt sie schnell hinter sich, fliegt auf die Küste zu und nähert sich der Skyline einer Stadt, die man am Horizont schon erkennen kann. Das ist das Letzte, was ich sehe. Den Rest des Fluges schließe ich einfach die Augen und mache sie erst wieder auf, als Tarek mich in die Seite stößt, weil wir auf dem Dach eines Hochhauses gelandet sind.

9.

Shoppen, bis die Karte brennt

Tarek bedankt sich, als der Pilot uns die Tür des Hubschraubers öffnet. Ich sage nichts, sondern bin einfach nur froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Leicht benommen stolpere ich über das flache Dach des Hochhauses, auf dem wir gelandet sind.

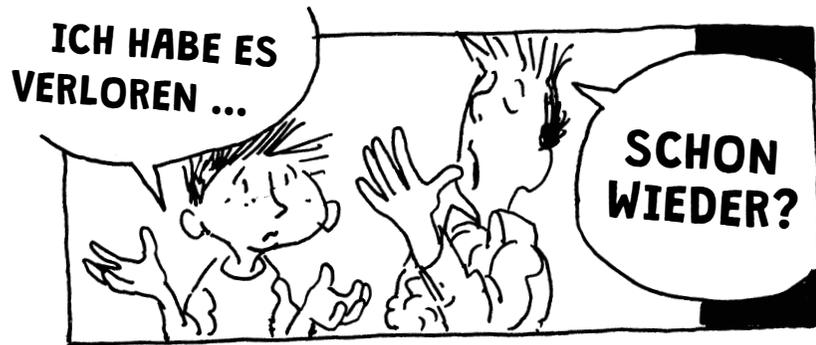


„Du bist echt so ein eingebildeter Snob“, schnauzt Tarek mich an. „Du hättest dem Mann ruhig auch mal Danke sagen können. Immerhin hat er uns sicher hierhergebracht.“

Ich bin immer noch viel zu groggy, um mich zu verteidigen und Tarek zu erklären, dass ich dem Piloten wirklich aus ganzem Herzen danke, dass ich noch lebe, nur einfach nicht in der Lage bin, das auch zu sagen. „Ich habe dir übrigens ein Foto geschickt“, sagt Tarek und grinst. „Guck mal auf dein Handy. Du sahst echt krass blass aus da oben. Und das tust du immer noch, fast so wie ein Vampir.“

Mein Handy!

Das habe ich total vergessen. Das liegt ja immer noch in meiner Klasse, weil wir die Telefone in der Pause nicht benutzen dürfen. Deswegen hatte ich es in der Schultasche gelassen. Aber das ist eigentlich auch egal. Es hat mir bei all meinen bisherigen Tür-Reisen noch nie genützt. Ich hatte in meinem Netz nämlich nie Empfang, wenn ich es dabei hatte. Ganz egal, wo ich gelandet war.



Aus Tareks Antwort schlieÙe ich, dass mir das wohl öfter passiert.

Ich zuckte nur die Achseln, weil mir immer noch nicht so nach reden ist.

„Auch wenn deine Eltern dir ständig ein Neues bezahlen, musst du echt besser auf deine Sachen aufpassen.“

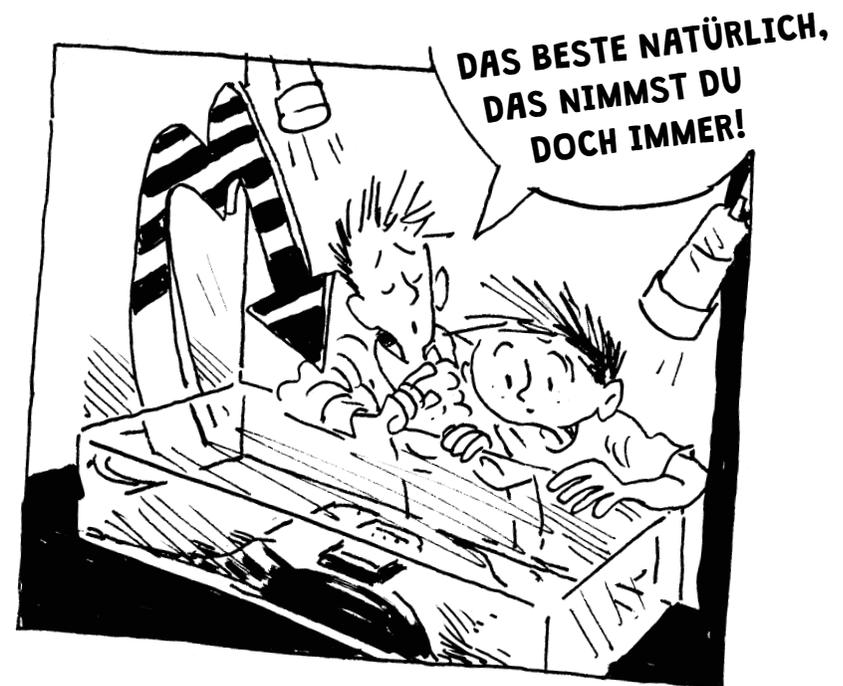
Tarek verdreht wieder die Augen. „Gehen wir also wieder mal ein Handy kaufen, du Bleichgesicht.“

Die Tür, die vom Landeplatz auf dem Dach in das Hochhaus hineinführt, ist so eine Schiebetür, und die öffnet sich automatisch. Das ist praktisch. Beim Aufzug dahinter ist es genauso. Mit dem fahren wir nach unten in den dritten Stock, und als wir aussteigen, stehen wir plötzlich in einem riesigen Einkaufscenter. Aber nicht

so ein billiges mit lauter Resterampen und Ein-Euro-Läden. Hier gibt es nur so richtig teure Nobelmarken, zumindest in der Etage, in der wir gelandet sind. Tarek steuert direkt auf ein Handygeschäft zu, und ich laufe ihm einfach hinterher. Wenn ich zu Hause mal ein neues Telefon brauche, muss ich monatelang darum betteln und dann doch noch bis Weihnachten warten. Und selbst da kriege ich es nur, wenn Oma und Opa noch was dazulegen.

Hier scheint das viel einfacher zu sein.

„Welches soll ich denn nehmen?“, frage ich, als wir vor den Regalen mit den neuen Modellen stehen.



Es sind so viele, dass ich gar nicht weiß, für welches ich mich entscheiden soll.

Tarek zeigt auf ein Handy, das in einer Extravitrine auf einem Kissen liegt und von vier Scheinwerfern angestrahlt wird.

„Das ist doch bestimmt sauteuer.“

„Darauf kannst du wetten“, erwidert Tarek, dann ist auch schon ein Verkäufer bei uns.

„Die billigen Handys haben wir da hinten, das hier kannst du dir bestimmt nicht leisten“, sagt der Mann mit einem schmierigen Lächeln im Gesicht.

„Die Karte“, flüstert Tarek mir zu. „Zeig ihm deine Karte, na mach schon.“

Ich werde knallrot, ziehe schnell die Kreditkarte aus der Tasche und reiche sie dem Verkäufer.

„Oh, eine echte Platin-Titan-Diamant-Karte!

Ich hatte ja keine Ahnung. Da haben

Sie eine sehr gute Wahl getroffen,

das ist derzeit das beste

Handy auf dem Markt

und deswegen natürlich



auch das Teuerste.“ Der Mann siezt mich plötzlich und strahlt wie der Weihnachtsmann, dann führt er uns zur Kasse und zieht meine Karte durch das Abrechnungsgerät.

Und schon ist das Handy meins.

Danach schleppt Tarek mich in die nächsten Läden, wo es teure Sportschuhe und noch teurere Klamotten zu kaufen gibt. Und das Beste ist, ich muss keine einzige Klinke berühren, weil sich hier in dem Einkaufszentrum alle Türen automatisch öffnen.

Wir kaufen, bis die Karte glüht. Es ist wie ein Rausch und mit der Kreditkarte ja auch ganz einfach. Ich stecke sie gar nicht mehr weg, sondern behalte sie gleich in der Hand.

Wenn ich irgendwo reinkomme und die Verkäuferinnen die Karte sehen, lassen sie alle anderen Kunden einfach stehen und kümmern sich nur noch um uns. Wir kriegen sogar umsonst Getränke, während wir Hosen, Jacken, Pullover und Schuhe anprobieren. Wenn wir wollten, könnten wir bestimmt auch ein paar Häppchen

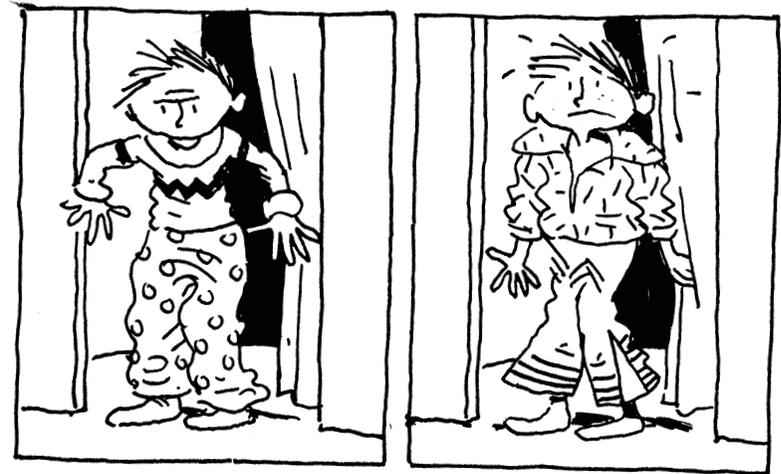
bekommen, aber dazu sind wir beide noch immer viel zu satt.

Ich müsste schon arg schwer lügen, wenn ich behaupten würde, dass sich das nicht toll anfühlt. Es fühlt sich sogar ganz großartig an, und „ohne Limit“ ist ab heute auf jeden Fall eines meiner Lieblingswörter.

„Wenn du dich jetzt noch auf ein Bein stellst, siehst du aus wie ein Flamingo“, sagt Tarek, als ich mit einem rosa T-Shirt aus einer Umkleide komme. „Warte, ich besorge dir was Schickeres.“

Dann ist er auch schon zwischen den Garderobenständen verschwunden, und ich stehe allein mit der Verkäuferin vor dem Spiegel. Sie ist Mitte zwanzig und für meinen Geschmack viel zu stark geschminkt. Und zu viel Parfüm hat sie auch aufgelegt. Sie riecht nach einer Mischung aus Vanillepudding und Zuckerwatte.

„Ich finde, das Hemd steht dir super“, sagt sie und stellt sich direkt neben mich. Wenn es nicht so schrecklich unhöflich wäre, würde ich mir jetzt gern die Nase zuhalten. Aber das geht natürlich nicht. Um



mich abzulenken, starre ich in den großen Spiegel vor mir und stelle mich dabei wirklich auf ein Bein. Tarek hat absolut recht, ich sehe tatsächlich aus wie ein Flamingo.

„Du bist so witzig.“ Die Verkäuferin rückt mir noch dichter auf die Pelle und kichert dabei albern. „Wie alt bist du eigentlich?“

„Zwölf“, antworte ich.

„Schade.“ Die Verkäuferin seufzt und sieht ein bisschen enttäuscht aus. Vielleicht hat sie mich für einen sehr, sehr kleinen Zwanzigjährigen gehalten, aber nachdem sie mein Alter erfahren hat, geht sie wieder etwas mehr auf Abstand.

„Hier! Probier das mal an!“ Tarek ist zurück und hält mir eine grüne Hose hin, die aussieht, als hätte man sie aus Kunstrasen zusammengenäht.

„Packen Sie die bitte einfach ein, die passt bestimmt“, sage ich, weil ich schnell hier raus möchte.

„Gerne“, sagt die Verkäuferin, dann schaut sie Tarek an. „Wie alt bist du denn?“

„Achtzehn“, schwindelt Tarek und grinst.

Aber das glaubt sie ihm natürlich nicht. Sie packt die Hose in eine große, sehr große Papiertüte, und ich bezahle. Mit Karte natürlich.

„Die hat versucht, mich anzumachen“, sage ich zu Tarek, als wir aus dem Laden raus sind.

„Aber nur, weil ich nicht da war“, antwortet Tarek und grinst wieder. „Hey, Leo, das kennst du doch schon, dass die Mädchen hinter dir her sind. Nur wegen des Geldes deiner Eltern.“

„Aber die war doch schon uralt!“

„Warte ab, in ein paar Jahren wird das noch viel schlimmer. Das habe ich bei meinem großen Bruder

erlebt“, sagt Tarek und zieht mich in den nächsten Laden.

Tarek genießt das Shoppen noch viel mehr als ich. Das sehe ich ihm an, obwohl er doch sonst immer den Moralapostel spielt. Aber wenn es um Mode geht, wird er schwach, und das kann er sich leisten, weil er seine eigene Kreditkarte hat. Es ist aber nur eine Platin-Titan ohne Diamant, das erkenne ich, als er damit eine neue rot-weiß-karierte Lederjacke bezahlt.

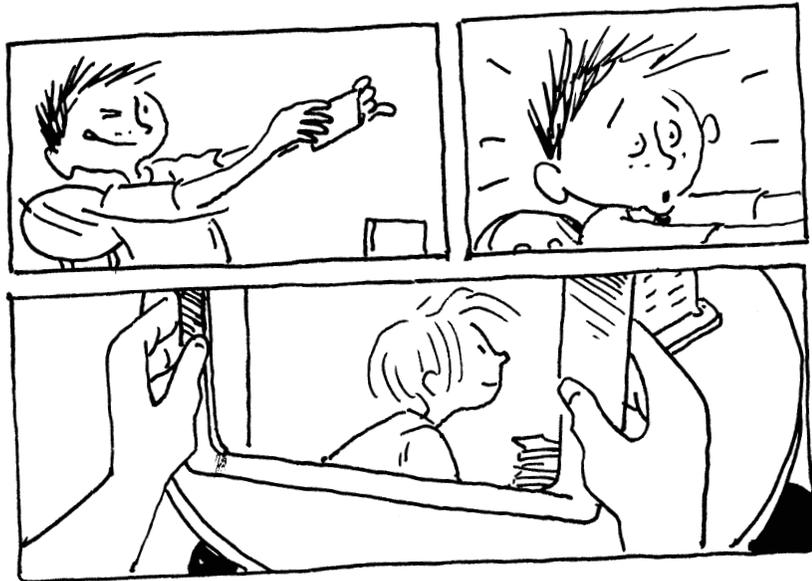
Drei Stunden später sind wir fix und fertig und setzen uns in ein Eiscafé, um ein wenig auszuruhen. Ich hatte gar nicht gewusst, dass Geld ausgeben so anstrengend sein kann. Um uns herum stehen zwanzig Einkaufstüten, und alle zwanzig sind randvoll bis obenhin.

„Bestell für mich schon mal ein großes Spaghettieis, ich muss noch was besorgen“, sagt Tarek und verschwindet.

Ich nutze die Zeit, um mein neues Handy einzurichten.



Vor allem die Kamera ist echt der Hammer. Ich schwenke und zume damit einmal durch das Einkaufscenter und sehe plötzlich ...



Das kann gar nicht sein.

Aber natürlich kann es doch sein.

Schließlich habe ich Masud, also Tarek, ja auch hier wiedergetroffen.

Im Fokus der Kamera taucht plötzlich Miriam auf, das Mädchen, vor dem ich auf dem Schulflur in die Klos geflüchtet bin.

Sie sitzt hinter einem Tisch und sammelt Unterschriften für oder gegen irgendwas. Für oder gegen was genau, kann ich aus der Entfernung nicht erkennen. Sie tut mir ein bisschen leid, weil niemand stehen bleibt und sich auch keiner dafür zu interessieren scheint, was sie da tut. Die Leute laufen auf ihrem Weg von einem Laden zum anderen einfach an ihr vorbei, ohne sie und ihre Unterschriftenliste zu beachten.

Ich schnappe mir unsere Einkaufstaschen und gehe zu ihr, weil ich mich auf meinen Tür-Reisen immer freue, wenn ich alte, neue Bekannte wiedertreffe. Und dass ich Miriam treffe, darüber freue ich mich ganz besonders. Deswegen bin ich auch gar nicht nervös, so wie vor den Jungenklos, sondern ganz locker, einfach weil ich so froh bin, sie zu sehen.

„Hallo, was machst du denn hier?“, frage ich, als ich sie erreicht habe, und es kann sein, dass ich dabei übers ganze Gesicht strahle.

„Wonach sieht es denn aus, Leo?“, fragt sie zurück.

Okay, sie kennt mich also. Das ist schon mal gut.

Nicht so gut ist, dass sie mich nicht zu mögen scheint.

Warum sollte sie mich sonst so böse angucken? Ich schnappe mir eines der Flugblätter und überfliege schnell den Text.

Zusammengefasst geht es wohl darum, dass man weniger kaufen soll, weil sonst die Erde kaputtgeht. Dafür sammelt Miriam Unterschriften. Ich finde das gut, aber dann fällt mir ein, dass ich gerade zwanzig volle Einkaufstüten mit mir rumschlepp. Die fühlen sich in meinen Händen plötzlich furchtbar schwer an. „Tolle Aktion, wo kann ich unterschreiben?“, frage ich Miriam.

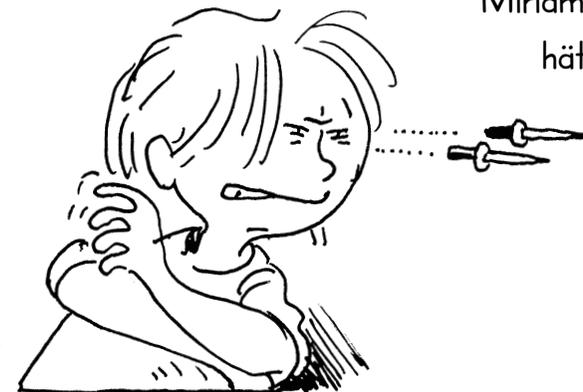


Miriam zeigt auf meine Tüten. „Du hast gerade das ganze Center hier leergekauft und willst gegen Konsum unterschreiben?!“

Da hat sie recht, das ist wirklich nicht besonders glaubwürdig.

„Vielleicht kann ich ja was spenden?“ Ich halte ihr die Kreditkarte hin.

„Glaubst du etwa, du kannst dich hier freikaufen?!“



Miriam sieht mich an, als hätte ich ihr vorgeschlagen, dass wir zusammen Robbenbabys jagen gehen.

10. Schnippschnapp, Karte weg

„Hallo Eva! Was ist denn hier los?“ Es ist Tarek, der auf einmal hinter uns steht. „Alles klar?“

„Gar nichts ist klar! Dein Freund hier shoppt sich einmal durch das ganze Center und will sich dann für die Umwelt engagieren“, sagt Miriam, also Eva. „Das ist echt das Letzte!“

„Das darf ja wohl nicht wahr sein.“ Tareks Blick ist voller Verachtung, das spielt er wirklich gut. „Ich finde shoppen ja auch ganz doof.“

Ich will ihn gerade darauf hinweisen, dass ein Viertel der Tüten, die ich mit mir rumschleppe, ihm gehören, da nimmt mir Eva einfach meine Kreditkarte aus der Hand.

„Außerdem hat er versucht, sich freizukaufen.“ Sie greift nach einer Schere, die auf dem Tisch liegt, und schneidet die Karte in der Mitte durch.



Einfach so, schnipp, schnapp, dann drückt sie mir die zwei Hälften in die Hand. „So, jetzt hat’s sich ausgeschoppt.“ „Das darfst du nicht!“, rufe ich, weil ich die Platin-Titan-Diamant-Karte echt lieb gewonnen hatte, aber da zieht mich Tarek auch schon von dem Tisch weg und ruft Eva zu: „Wir sehen uns dann morgen beim Spiel, DEM Spiel.“

Ich brauche drei Eisbecher, um mich wieder zu beruhigen. Dabei schaue ich immer wieder zu Eva und ihrem Tisch rüber, wo sich tatsächlich ein paar Leute versammelt haben, um auf ihrer Liste zu unterschreiben. Die haben auch alle Einkaufstüten in der Hand, aber bei denen scheint das Eva überhaupt nicht zu stören.

„Das kann die doch nicht machen“, sage ich, während ich einen vierten Eisbecher bestelle. „Einfach so meine Karte durchschneiden!“

„Ist doch egal, morgen kriegst du eine neue“, erwidert Tarek. „Und jetzt sag endlich, wie dir mein neuer Overall gefällt!“

Erst jetzt bemerke ich, dass Tarek auch so einen viel zu großen orangefarbenen Overall trägt, wie ich ihn im Gefängnis bekommen habe. Das war mir vor lauter Aufregung vorher gar nicht aufgefallen.

„War gar nicht so leicht, das Teil hier zu kriegen“, erklärt Tarek. „Aber dann habe ich doch einen Laden gefunden. Schick, oder?“

„Weiß nicht“, murmele ich. „Sieht aus, als wenn du gerade aus dem Knast kommen würdest.“

„Das ist ja gerade das Coole, du Spaßbremse“, antwortet Tarek, und das ist ja oft so, dass Leute etwas cool finden, was für sie ganz weit weg ist. Ich glaube nämlich, dass die Männer, die wirklich im Gefängnis sitzen, das viel weniger cool finden als Tarek.

Während wir weiter Eisbecher bestellen, gelingt es

mir, noch ein paar Infos aus ihm rauszukitzeln. Tareks Eltern sind reich, aber nicht ganz so reich wie meine. Seine Familie hat ihr Geld mit Erdöl gemacht, viel Geld mit viel Erdöl. Sie haben irgendwo in Arabien mehrere Quellen und wohl auch einen eigenen Öltanker, wenn ich das richtig verstanden habe.



Ich hätte Tarek gerne gefragt, warum meine Eltern so reich sind, aber dann hätte er mich bestimmt nur wieder doof angeguckt. Immerhin erfahre ich, dass Evas Eltern auch ziemlich vermögend sind. Und das überrascht mich nicht besonders. Als Reicher kennt man eben nur reiche Menschen und als armer Mensch nur arme. Eva findet das mit dem Reichsein aber

irgendwie blöd, und das kann wirklich nur jemand denken, der die andere Seite nicht kennt. Meine richtigen Eltern sind jetzt nicht total arm, aber zu viel Geld haben die ganz sicher auch nicht. Nicht so wie Tareks, Evas und meine Eltern hier. Außerdem erzählt Tarek weiter, dass Eva ein eigenes Pferd besitzt und wir sie daher morgen vor DEM Spiel beim Reitstall treffen. Was der Reitstall mit DEM Hockeyspiel zu tun hat, verstehe ich nicht ganz, traue mich aber wieder nicht zu fragen, sondern nicke nur, so als wäre mir alles klar. Dabei ist gar nichts klar, außer dass ich und alle, die ich hier kenne, stinkreich sind.

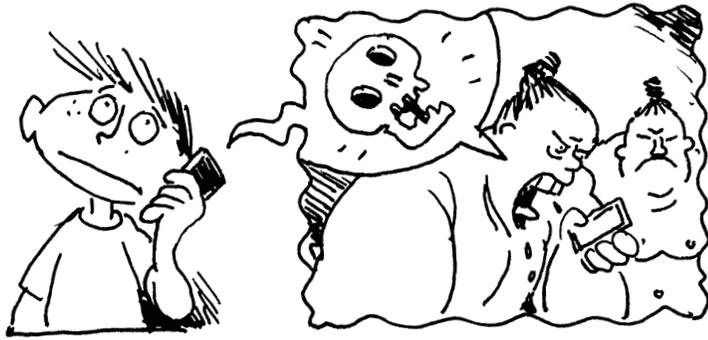
„Ich muss los, mein Vater braucht den Hubschrauber heute Abend noch“, sagt Tarek. „Wird Zeit, dass er endlich einen zweiten kauft. Oder besser gleich zwei, einen für meine Mutter und einen für mich. Dann gibt es keinen Streit, wer am Nachmittag den Heli haben kann.“ „Allerhöchste Zeit“, murmele ich. „Aber wie komme ich denn dann zurück?“ „Ludwig weiß Bescheid, der holt dich ab.“ Tarek schaut

auf die Uhr und steht auf. „Die Rechnung übernehme ich, du kannst ja nicht mehr zahlen.“ Dabei zeigt er auf die zwei Hälften meiner Kreditkarte, die zwischen den leeren Eisbechern auf unserem Tisch liegen. „Wir sehen uns dann morgen bei DEM Spiel.“

Tarek schnappt sich die Taschen mit seinen Einkäufen, bezahlt unsere Rechnung und verschwindet winkend in Richtung der Aufzüge.

Ich bleibe vor den leeren Eisbechern sitzen und warte auf Ludwig. Das ist das Gute, wenn man reich ist: Man muss sich um fast gar nichts kümmern, das machen andere für einen. Eva hat ihren Tisch schon abgebaut und ist nirgendwo zu sehen. Entweder ist sie schon nach Hause, oder sie ist auch noch was shoppen gegangen. So ganz glaubhaft ist ihre Konsumkritik ja nicht, wenn sie sich gleichzeitig von ihren Eltern ein eigenes Pferd bezahlen lässt. Das ist doch bestimmt auch nicht ganz billig, sonst hätte das ja jeder.

Weil ich warten muss, versuche ich, meine Eltern anzurufen. Also meine Richtigen.



Unter der Nummer meldet sich eine fremde Frau. Aber das hatte ich schon erwartet. Das hat noch nie funktioniert. Einmal bin ich auf so einer Tür-Reise mal ganz in der Nähe unseres Hauses gelandet und einfach mal bei uns vorbeigefahren. Aber dann wohnten da ganz andere Leute. In den Paralleluniversen, in denen ich lande, gibt es meine Eltern gar nicht oder ganz, ganz woanders. Unerreichbar jedenfalls für mich, und da spüre ich, dass ich sie jetzt doch ein bisschen vermisse. Trotz der ganzen Kohle, die ich plötzlich habe. „Verzeihung, wenn Sie warten mussten, junger Herr.“ Erschrocken schaue ich auf. Es ist Ludwig, der vor mir steht und auch schon nach meinen Tüten greift. „Ach, Sie sind es!“, sage ich überrascht. „Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen mich nicht siezen und

nicht ‚junger Herr‘ zu mir sagen. Und die Tüten kann ich auch selber tragen.“

„Tut mir leid, die Macht der Gewohnheit“, entschuldigt sich Ludwig, dem es sichtlich unangenehm ist, dass ich meine Einkäufe selber zum Wagen schleppen will.

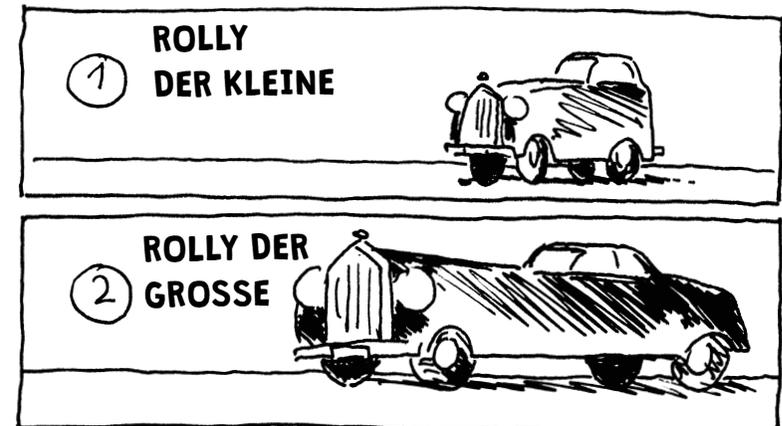
„Rolly der Große steht in der Tiefgarage.“

„Rolly der Große?“

„Na, der Wagen. Ich nenne ihn so“, antwortet Ludwig.

„Aber sag es nicht deinen Eltern, ich bin sicher, es würde ihnen nicht gefallen, ganz und gar nicht.“

Während ich darüber nachgrübele, ob Rolly der Große ein Elektrorollstuhl ist, folge ich Ludwig zu den Aufzügen. Wir fahren in der Tiefgarage bis ganz nach unten, wo ein echter Rolls-Royce parkt.



Ich kenne mich nicht besonders gut aus mit Autos, aber einen Rolls-Royce erkenne ich, wenn ich ihn sehe. „Gucken Sie mal, da steht ein echter Rolls-Royce“, rufe ich Ludwig zu.

„Ich weiß“, antwortet Ludwig und lässt mit einer Fernbedienung die Türen aufspringen. „Darf ich vorstellen: Rolly der Große.“

Ich verstaue staunend meine Tüten auf der Rückbank und nehme auf dem Beifahrersitz Platz. Für einen kurzen Augenblick sieht Ludwig irritiert aus, weil ich mich nicht nach hinten setze, aber dann lächelt er und fährt los.

Der Motor schnurrt wie eine zufriedene Katze, der man den Rücken streichelt, und die Sitze sind total bequem. Es gibt sogar eine Massagefunktion, die

Ludwig für mich einschaltet. Das ist so schön, dass ich mich echt zusammenreißen muss, nicht genauso zu schnurren wie der Motor. Kaum



sind wir aus der Tiefgarage raus, gibt Ludwig Vollgas. Mit dem Rolls-Royce brauchen wir bis zur Küste kaum länger als mit dem Hubschrauber. In einem kleinen

Hafen wechseln wir auf ein ultraflottes Schnellboot, das uns auf die Insel bringt. Dort parkt wieder ein Rolls-Royce



(„Rolly der Kleine“), mit dem wir die letzten Kilometer bis zum Schloss fahren, und das finde ich schon etwas übertrieben. Der Rolls-Royce hier auf der Insel ist nur für die Strecke vom Anleger bis zum Haus, und dafür braucht der höchstens fünf Minuten. Das könnte man locker auch zu Fuß laufen. Ich sage aber nichts, weil auch Rolly der Kleine wieder diese unglaublich tollen Massagesitze hat.

Als wir halten, springt Ludwig sofort aus dem Wagen, um mir die Tür zu öffnen. Das hat er am Hafen auch schon gemacht, und das ist mir irgendwie peinlich.

Aber so brauche ich die Tür wenigstens nicht selber zu öffnen und kann noch ein bisschen hierbleiben. Es ist unglaublich, wie schnell man sich an den ganzen Luxus gewöhnt. Vor allem den Rolls-Royce mit seinen Massagesitzen und die Platin-Titan-Diamant-Kreditkarte würde ich echt vermissen.

„Hunger?“, fragt Ludwig, als wir die Halle betreten.

„Nein, danke“, antworte ich, weil mir die Eisbecher schwer im Magen liegen. Zusammen mit dem anderen Zeug, das ich vorher gegessen habe. „Sie können jetzt Feierabend machen, Ludwig.“

Sagt man das so? Keine Ahnung, aber ich finde, das hört sich ziemlich cool an.

„Dann einen schönen Abend noch“, ruft Ludwig, als ich ihm die Einkaufstüten aus der Hand nehme und die Treppe rauflaufe.

Ich will jetzt nämlich unbedingt die vielen Spiele durchzocken. Darauf habe ich mich schon den ganzen Tag gefreut, und als ich vor der Schublade mit den Spielen stehe, weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich schalte den riesigen Monitor an, lege mich aufs

Bett und schnappe mir einen der Controller. Es ist wie im Paradies, nur besser, weil es damals noch gar keine Konsolen gab.

Ich liege auf dem Bett und spiele und spiele und spiele, und irgendwann wird das schrecklich langweilig. Zu

Hause zocke ich immer gemeinsam mit Masud, entweder

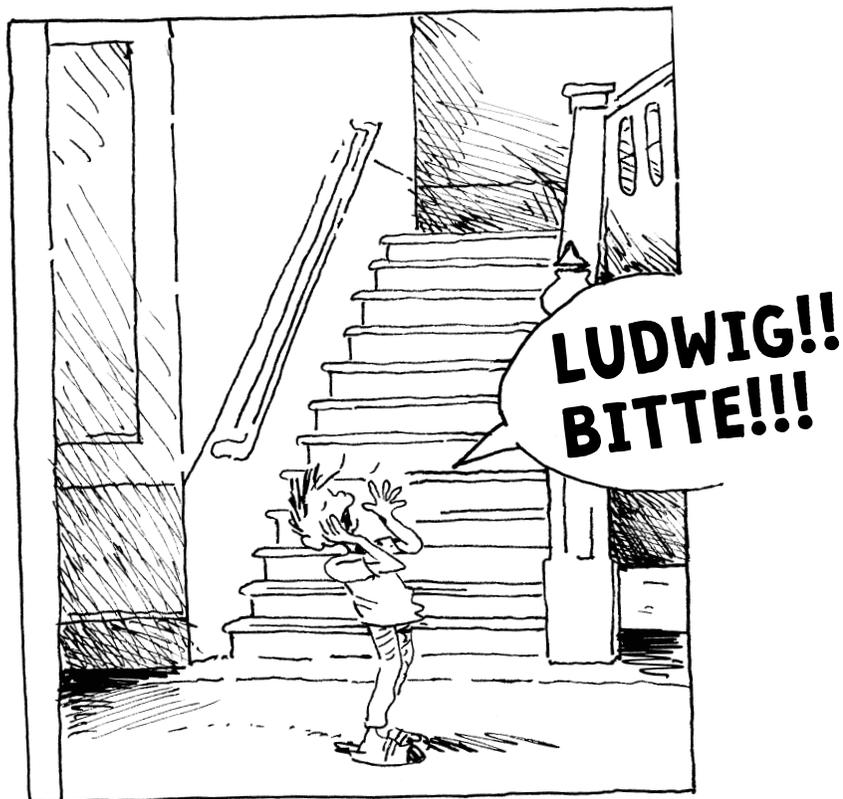
bei ihm oder bei mir. Ich könnte Tarek anrufen, aber der hat heute Abend ja keinen Hub-schrauber, und wie soll er dann zu mir auf die Insel kommen? Ich stoppe das Game mitten im Angriff einer Ork-Armee und mache mich auf die Suche nach Ludwig.

Draußen auf dem Flur hängt das Inkasso-Gemälde wieder an der Wand, und man muss schon sehr genau hinschauen, um zu erkennen, dass es nur ein Poster ist. Ich laufe an dem Bild vorbei und die Treppe runter.



Weil ich clever genug war, die Tür zu meinem Zimmer offen zu lassen, musste ich die auch gar nicht öffnen. Hier unten in der Halle aber sind alle Türen verschlossen, und ich habe keine Ahnung, hinter welcher davon Ludwig stecken könnte.

„Ludwig!“, rufe ich laut, und weil sich das so unhöflich anhört, schiebe ich gleich noch ein lautes „Bitte!“ hinterher.



Ich muss gar nicht lange warten, dann geht eine der Türen auf.

„Kann ich was für Sie ... äh ... für dich tun?“, fragt Ludwig. Er hat jetzt nicht mehr seinen Pinguin-Anzug an, sondern ein kariertes Nachthemd.

„Entschuldigung, dass ich Sie geweckt habe“, sage ich. „Hast du nicht, ich hab noch gelesen“, antwortet Ludwig, aber das glaube ich ihm nicht, weil er ganz verschlafen aussieht.

„Ich wollte nur fragen, ob Sie vielleicht ... Sie müssen nicht, wirklich nicht ... aber vielleicht haben Sie Lust, mit mir was am Computer zu spielen?“



II. Zocken mit Ludwig

Ludwig ist richtig gut, viel besser jedenfalls, als ich gedacht habe, und ich muss mich echt anstrengen, um nicht gegen ihn zu verlieren.

„Du hast dich verändert“, sagt er, während er mich auf dem Bildschirm gleichzeitig mit seiner Elfenarmee in die Zange nimmt.

„Wirklich? Wie denn?“, frage ich.

„Du bist ... irgendwie netter geworden. Früher warst du nicht so nett.“

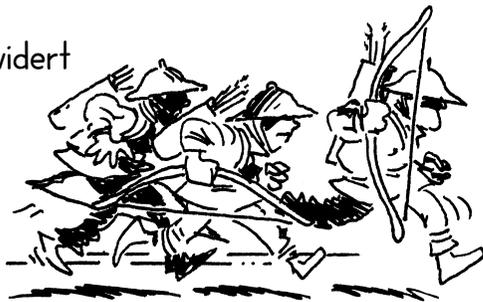
„Da war ich eher so wie meine Eltern, meinen Sie?“

Ich schicke ein paar Bogenschützen los, um ihn zurückzuschlagen.

„Kann man so sagen“, erwidert Ludwig.

„Warum sind Sie dann überhaupt noch hier?“

„Meine Eltern sind nicht



so reich wie deine.“ Ludwig verwandelt meine Schützen mit einem Elfenzauber in Steinsäulen. „Ich brauche den Job, um Geld zu verdienen.“

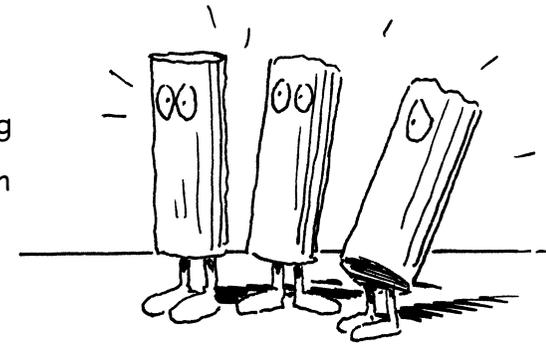
„Weshalb sind meine Eltern eigentlich so reich?“, will ich wissen.

„Das habe ich dir doch schon tausend Mal erzählt, schon als du noch ein kleiner Junge warst“, erwidert Ludwig.

„Bitte erzählen Sie es noch mal.“ Das sage ich in demselben Tonfall, in dem kleine Kinder darum betteln, dass man ihnen ihr Lieblingsbuch noch einmal vorliest, auch wenn es das zehnte Mal hintereinander ist. Zumindest ich habe das früher immer so gemacht, aber ich glaube, das macht jeder, wenn er klein ist.

„Du willst mich ja nur ablenken, damit du gewinnst.“

„Nein, wirklich nicht. Ich möchte das echt noch mal hören“, beteuere ich, und das stimmt. Es interessiert mich wirklich. Am Ende stammt das Geld für das



Schloss, die Konsolen und meine neuen Klamotten aus irgendwelchen Waffengeschäften, und das wäre echt übel.

„Na gut“, sagt Ludwig, und dann erzählt er mir, dass meine Urgroßmutter vor vielen, vielen Jahren die Büroklammer erfunden hat. Ihr sind damals die Rechnungen in ihrer kleinen Wäscherei immer durcheinandergeraten, und da hat sie einen Draht genommen und



den so gebogen, dass er das Papier zusammengehalten hat. Das war die erste Büroklammer überhaupt, und weil ganz viele Leute die genauso praktisch fanden wie

meine Urgroßmutter, hat sie ganz viele davon verkauft. Zuerst hat sie die noch alle mit der Hand gebogen. Jede einzelne. Aber als sie damit genug Geld verdient hat, konnte sie sich Maschinen leisten, die das für sie erledigt haben. Mit den Maschinen konnte sie dann auch viel mehr Büroklammern herstellen als mit der Hand, und deswegen verdiente sie noch mehr Geld, mit dem sie noch größere Maschinen gekauft hat und so weiter und so weiter.

„So ist deine Familie über die Jahre mit Büroklammern unglaublich reich geworden, und das ist sie auch heute noch. Du hast übrigens verloren.“ Ludwig zeigt auf den Monitor, wo seine Elfenarmee gerade meine letzte Burg erobert hat. „Schluss für heute, morgen ist ein wichtiger Tag. Da ist DAS Spiel. Gute Nacht.“

„Was ist eigentlich aus dem ganzen Essen geworden, das heute Nachmittag übriggeblieben ist?“, erkundige ich mich, als Ludwig das Zimmer schon fast verlassen hat.

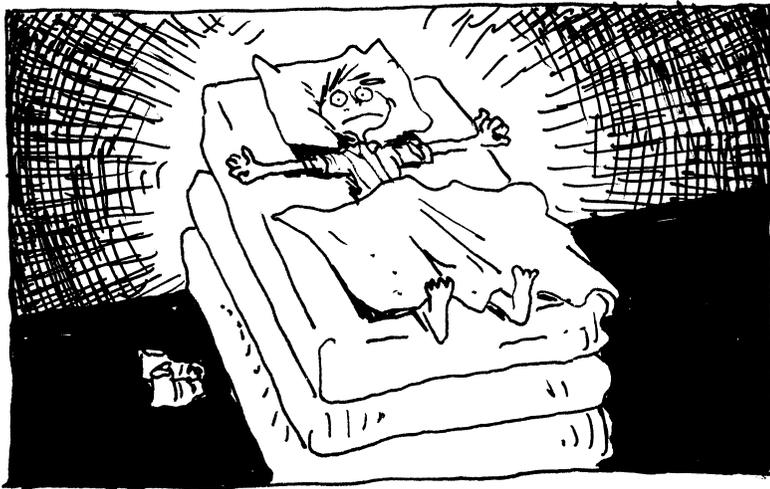
„Das habe ich Leuten gegeben, die nicht so viel haben.“ Ludwig steht in der Tür und sieht mich an. „Ich finde,

das gehört sich so. Wer viel hat, sollte davon auch was abgeben.“

„Meine Eltern geben eher nicht so viel ab, oder?“

„Eher gar nichts“, sagt Ludwig. „Und jetzt schlaf gut!“

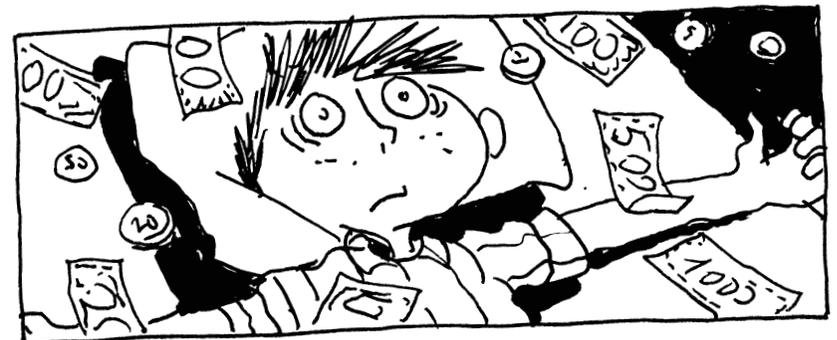
„Sie auch“, rufe ich ihm nach. „Und lassen Sie ruhig die Tür offen, ist mir lieber so.“



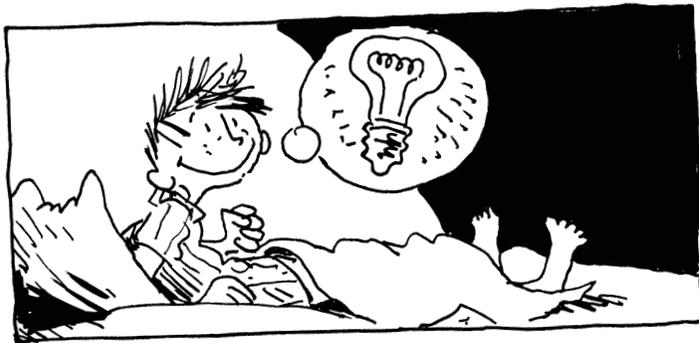
Obwohl unter mir mindestens drei Doppelmatratzen liegen, kann ich nicht einschlafen. Mir gehen einfach viel zu viele Dinge durch den Kopf. Ludwig hat schon recht, wenn man viel hat, kann man auch viel abgeben, und ich verstehe nicht, warum meine Eltern das nicht

tun. Zumal das ja gar nicht so richtig ihr Geld ist, sondern unsere Familie den ganzen Reichtum nur meiner Urgroßmutter verdankt, die vor langer, langer Zeit mal einen Draht verbogen hat, den danach alle haben wollten.

Dabei ist Reichsein gar nicht so toll, wie alle immer denken. Ich bin zwar noch nicht so furchtbar lange reich, gerade mal einen Tag, aber wenn ich heute im Shoppingcenter eines gelernt habe, dann ist es das: Kaufen kann schrecklich langweilig sein, wenn man sich alles leisten kann. Da hat man ja gar nichts, worauf man sich freuen kann, weil man alles kriegt, immer und sofort. Rolls-Royce, Hubschrauber, Inseln, Schlösser, teure Klamotten und Luxushandys. All so ein Zeug eben, was sich nicht jeder leisten kann oder wofür man sonst ewig lange sparen muss.



Aber vielleicht geben meine Eltern das ganze Geld ja auch gar nicht fürs Shoppen aus. Vielleicht wollen sie es einfach nur besitzen. Vielleicht haben die im Keller so einen Geldspeicher wie Dagobert Duck, randvoll mit Münzen und Geldscheinen, in dem sie regelmäßig schwimmen gehen. Das stell ich mir ziemlich unbequem vor und vor allem ziemlich sinnlos. Wozu hat man Geld, wenn man es nicht ausgibt?



Und plötzlich habe ich eine Idee. Ich werde ja ganz sicher nicht ewig hierbleiben.

Irgendwann gehe ich durch irgendeine Tür wieder zurück in mein altes Leben, und deswegen kann mir eigentlich nicht viel passieren. Warum also nicht ein bisschen was Gutes tun mit dem vielen Geld, das meine Familie mit Büroklammern verdient hat? Das wäre doch eine nette Geste, oder?

Die Idee gefällt mir so gut, dass ich dann doch noch einschlafe. Mein letzter Gedanke gilt meinen Eltern. Ich frag mich, was die wohl gerade machen, und überlege, ob ich vielleicht ein paar von den Millionen einfach mit nach Hause nehmen kann. Aber das hat in der Vergangenheit auch nie geklappt. Ich stehe immer mit leeren Taschen da.

Früher habe ich immer geglaubt, wenn ich durch eine Tür woanders hinreise und dann das Leben eines anderen lebe, werde ich zu Hause auch durch jemanden ersetzt, der nicht ich ist. Aber so läuft das nicht. Wenn ich nach meinen Reisen zurückkehre, ist da in der Zwischenzeit überhaupt nichts passiert. Das ist so, als ob ich nie weg gewesen wäre. Deswegen muss ich mir auch keine Sorgen machen, dass sich meine Eltern Sorgen um mich machen.

Mein allerletzter Gedanke, bevor ich endgültig einschlafe, gilt Miriam, also Eva. Aber das ist eigentlich immer so.





Am nächsten Morgen wache ich auf, weil irgendjemand auf dem Flur rumbrüllt.

Ich steige aus dem Bett, um nachzusehen, was los ist. Als ich auf den Flur komme, steht da eine Frau in einer rosa Bluse und einem Rock in der gleichen Farbe. Ludwig ist auch da und versucht, sie zu beruhigen, aber das klappt nicht so richtig, weil die Frau einfach weiterbrüllt.

„Das war meine Lieblingsvase! Und jetzt ist sie kaputt!“

„Das war ein Unfall beim Staubwischen, gnädige Frau. Das habe ich nicht absichtlich gemacht. Tut mir leid“, sagt Ludwig, und da stutze ich für einen Moment, weil ich die doch kaputt gemacht habe.

„Das zieh ich Ihnen von Ihrem Lohn ab, Luis!“, brüllt die Frau, die höchstwahrscheinlich meine Mutter ist.

„Er heißt Ludwig, nicht Luis“, mische ich mich ein.

„Und ich hab die kaputt gemacht, nicht er.“

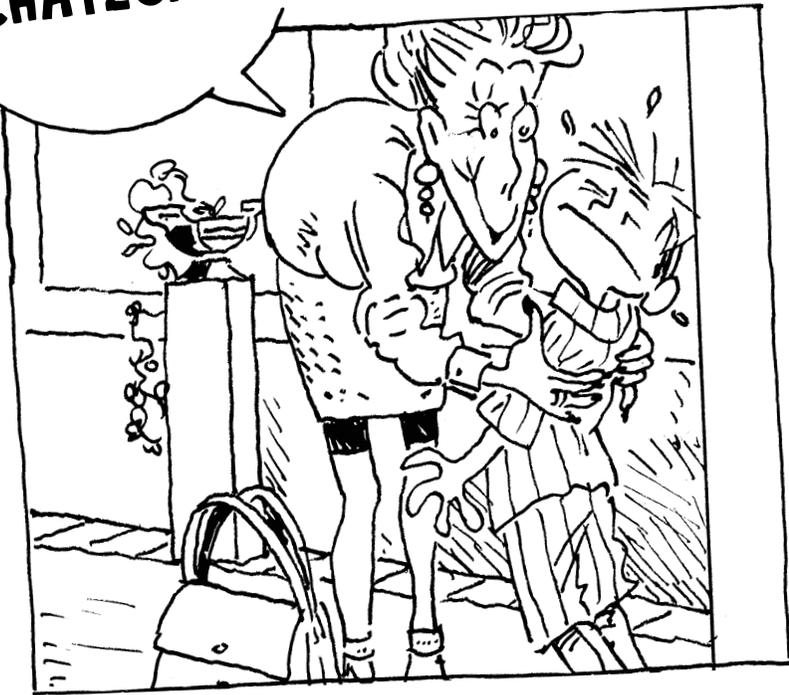
Überrascht dreht sie sich zu mir um, weil sie mich noch gar nicht bemerkt hatte.

„Oh, Leonard, das ist so rührend von dir. Aber du musst ihn nicht in Schutz nehmen. Er ist nur ein Diener“, sagt die Frau und lächelt mich an, aber das mit dem Lächeln klappt nicht so richtig.

Ich sage gar nichts, sondern stolpere erschrocken drei Schritte zurück. Das Gesicht meiner Mutter sieht aus wie eine Maske, völlig unbeweglich. Ich kann darin kein Teil entdecken, an dem nicht irgendein Schönheitschirurg schon herumgeschnibbelt hat. Die Augen, die Nase, die Lippen, die Wangen, die Stirn. So sieht kein normaler Mensch aus, höchstens ein normaler Zombie. Außerdem ist sie spindeldürr und hat starke Ähnlichkeit mit einer Büroklammer. Echt wahr!

„So schlimm ist das mit der Vase nun auch wieder nicht, da musst du nicht gleich blass werden.“

**MEIN
SCHÄTZCHEN!**



Die Maske kommt auf mich zu, um mich zu umarmen. Weil ich mit dem Rücken schon an die Wand stoße, kann ich nicht weiter zurück und muss es ertragen, dass mich die Maske in den Arm nimmt. Besonders eng und liebevoll ist die Umarmung nicht, sie lässt sofort wieder los, weil sie Angst hat, ihre Bluse, oder noch schlimmer, ihre Haut könnten dabei Falten kriegen.

„Ich bin auch nur ganz kurz hier, flieg gleich wieder weiter, wollte nur kurz sagen, wie lieb ich dich habe, bin schon wieder weg, aber ich drück dir ganz fest die Daumen für morgen Nachmittag. Da ist doch DAS Spiel, oder?“

„Heute, DAS Spiel ist heute“, verbessere ich sie.

„Egal, ich wünsch dir jedenfalls toi, toi, toi!“ Dabei hält sie mir tatsächlich ihre gestreckten Daumen entgegen, was bei Erwachsenen ziemlich peinlich aussieht. Dann dreht sie sich um und geht. Als sie an dem Inkasso-Bild vorbeikommt, sagt sie laut zu Ludwig: „Hätten Sie nicht statt der Vase dieses scheußliche Gemälde zerstören können? Das habe ich noch nie leiden können.“

Ich grinse, und Ludwig grinst auch, weil sie gar nicht gemerkt hat, dass da nur noch ein Poster an der Wand hängt.

Kurz darauf ist sie auch schon die Treppe runter und ich höre unten die Eingangstür ins Schloss fallen. Wenige Sekunden später lassen die Rotoren eines Hub-schraubers die Fensterscheiben erzittern.



„Dachte ich mir“, erwidere ich. „Ist meine neue Karte eigentlich schon da?“

„Selbstverständlich.“ Ludwig greift in die Tasche seines Pinguin-Anzugs und reicht mir meine neue Platin-Titan-Diamant-Karte.

„Kann ich damit eigentlich auch Geld abheben?“

„Aber natürlich, dafür brauchst du nur die Geheimzahl der Karte.“

„Habe ich nicht.“

„Aber ich. Es ist mein Job, mich um so was zu kümmern.“

„Prima! Lassen Sie schon mal den Wagen an, ich ziehe mich nur kurz um, dann geht es los.“

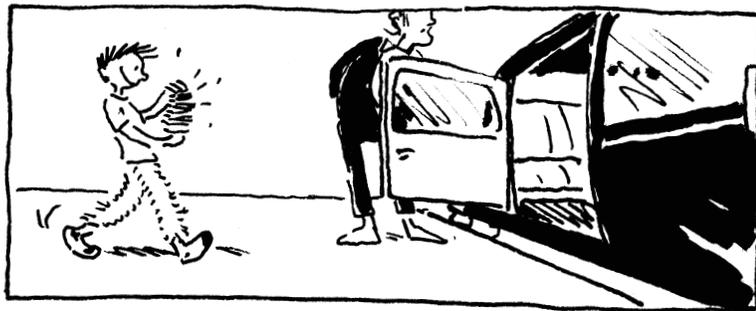
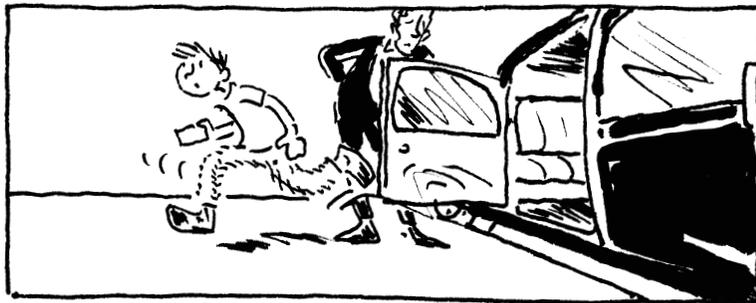
„Aber DAS Spiel ist doch erst am Nachmittag?“

Ludwig sieht mich überrascht an.

„Eben, da haben wir noch jede Menge Zeit.“

12. Gut gemeint

Mit Rolly dem Kleinen geht es zum Anleger, mit dem Boot fahren wir zur Küste, und dann düsen wir mit Rolly dem Großen zur nächsten Bankfiliale. Ludwig steigt aus, öffnet mir die Tür, und ich laufe zu dem Automaten, um mit meiner Wunderkarte Geld



abzuheben. Eigentlich ist das mit der Kreditkarte viel zu teuer, aber weil meine Eltern so unglaublich reich sind, ist das völlig egal. Da spielen die hohen Gebühren gar keine Rolle. Als ich mit dem Abheben fertig bin, ist der Automat leer und ich habe einen dicken Stapel mit Hundert- Euro-Scheinen in der Hand. Das ist mehr Geld, als ich jemals auf einem Haufen gesehen habe, und das fühlt sich ziemlich gut an.

„Zu welchem Laden wollen wir denn?“, will Ludwig wissen, als ich wieder neben ihm im Auto sitze. „Ich bin gar nicht sicher, ob die Geschäfte überhaupt schon aufhaben.“

„Fahren Sie einfach los“, antworte ich. „Ich sag Ihnen dann schon, wenn Sie anhalten sollen.“

Ludwig gibt Gas, und ich genieße den Massagesitz des Rolls-Royce, während ich mir die Landschaft anschau, die draußen an uns vorbeirauscht. Ich spüre, dass Ludwig gerne wissen würde, was ich vorhabe. Aber als perfekter Diener fragt er das natürlich nicht. Und so ganz genau weiß ich es ja selber noch nicht. Deswegen

schaue ich die ganze Zeit zum Fenster raus und warte auf den richtigen Augenblick.

Und der ist genau jetzt!

„Anhalten!“, brülle ich. „Sofort anhalten!“

Ludwig tritt auf die Bremse, und wenn ich mich nicht angeschnallt hätte, wäre ich glatt durch die Frontscheibe geflogen.

„Hier gibt es doch gar keine Läden.“

Da hat Ludwig recht. In der Gegend, in der wir halten, gibt es keine Geschäfte. Früher schon, jetzt nicht mehr. In den Schaufenstern hängen überall Zettel, auf denen „Zu vermieten“ steht, und so vergilbt wie die Zettel aussehen, hängen die da schon sehr lange. Der einzige Laden, den es in der Straße noch gibt, ist eine Imbissbude mit dem Namen „Bei Uwe und Klaus – Futter besser wie bei Muttern“. Zwei Männer, Uwe und Klaus, vermute ich, stehen in dreckigen Kitteln vor dem schmierigen Schaufenster und bohren gelangweilt in ihren Nasen. Überhaupt sieht die ganze Straße ziemlich trostlos aus, und die Leute, die hier leben, haben bestimmt nicht viel Geld.



„Nein, mir geht es gut, ich will nur kurz aussteigen.“

„Hier?“ Ludwig sieht mich an, als hätte ich von ihm verlangt, dass er mich in der afrikanischen Savanne direkt neben einem ausgehungerten Löwenrudel rausschmeißt.

„Ja, genau hier. Sie werden gleich schon sehen, warum.“

„Du bist der Chef“, sagt Ludwig und steigt aus, dann geht er einmal um den Wagen rum und öffnet mir die Tür.

Im Haus gegenüber liegt eine alte Frau im Fenster und schaut auf die Straße raus. Sie hat sich extra ein Kissen untergelegt, damit sie es bequemer hat.

„Heinz, komm mal schnell!“



Sie brüllt so laut, dass jetzt in ganz vielen anderen Wohnungen die Fenster aufgehen, weil die Leute nicht verpassen wollen, was da draußen auf ihrer Straße los ist. Ich tue so, als wenn ich das gar nicht merken würde. Ich löse den Gurt, steige aus dem Wagen und gehe auf einen alten Mann zu, der auf einer Parkbank sitzt und mit den Händen Ölsardinen aus einer Konservendose fischt. Seine Hose und seine Jacke sehen ziemlich dreckig aus und sind auch schon ein paarmal geflickt worden. Er starrt mich und den Rolls-Royce an, als wäre ich ein Außerirdischer, der gerade aus seinem Raumschiff gestiegen ist. Das könnte allerdings auch

daran liegen, dass ich die grüne Hose aus Kunstrasen trage, die Tarek gestern für mich ausgesucht hat. „Entschuldigung, ich wollte Sie nicht beim Essen stören. Aber das hier, das ist für Sie!“, sage ich und reiche dem Mann einen Hundert-Euro-Schein. „Warum?“, fragt er misstrauisch. „Weil Sie den Hunderter nötiger haben als ich.“ Ich halte ihm immer noch den Schein hin, aber er greift nicht danach. „Du solltest dir davon lieber eine vernünftige Hose kaufen, damit du nicht mit einem Fußballplatz durch die Gegend laufen musst.“ „Keine Sorge, dafür bleibt immer noch genug übrig“, versuche ich ihn zu überreden, den Schein zu nehmen. Der Alte sieht mich lange an, und ich kann sehen, wie es in seinem Kopf arbeitet. Wahrscheinlich hält er mich für komplett bescheuert, aber das ist mir egal. Hauptsache, er nimmt mir endlich den Schein ab. „Wenn das so ist, gibt mir zweihundert.“ Ich ziehe einen zweiten Hunderter aus der Tasche und reiche ihn ihm.



Er wischt sich die öligen Finger an seiner Hose ab, dann greift er zu.

Ich zögere kurz, dann lege ich noch drei weitere Scheine drauf.

„Und was ist mit Tausend?“

„Wir müssen jetzt weiter“, mischt sich Ludwig ein und drängt sich zwischen mich und den Mann, der seine Faust um die fünf Hunderter geschlossen hat, so als wollte er verhindern, dass Ludwig sie ihm wieder wegnimmt.

Ludwig schiebt mich eilig zurück zum Rolls-Royce, während der Mann mir „Gib mir zweitausend!“ hinterherruft.

Die letzten Meter renne ich, weil auch der Mann angefangen hat zu rennen. Und weil die Leute aus den Fenstern brüllen: „Und was ist mit uns? Wir wollen auch einen Schein!“ Die Ersten haben ihre Zuschauerplätze verlassen und sind auf die Straße gelaufen. Auch Uwe und Klaus rennen hinter mir her, und das tun sie bestimmt nicht, weil sie mir Pommes ausgeben wollen. Zum Glück steht die Wagentür offen. Ich springe schnell auf den Sitz und knalle die Tür hinter mir zu. Ludwig macht es genauso und tritt das Gaspedal durch.



Die Leute laufen uns noch ein paar Meter nach, dann bleiben sie stehen und schimpfen wütend hinter uns her. Aber weil der Rolls-Royce so gut gedämmt ist, kann ich nicht verstehen, was sie rufen. Ist vielleicht auch besser so. Das Letzte, was ich im Rückspiegel sehe, ist der Alte. Er hat immer noch die fünf Scheine in der geballten Faust, aber die anderen versuchen, sie ihm abzunehmen. Es ist eine richtige Prügelei. Dann biegt Ludwig mit quietschenden Reifen um eine Kurve, und die wütende Menge ist verschwunden.

„Ich wusste nicht, dass es so schwierig ist, Gutes zu tun“, sage ich.

„Das ist überhaupt das Allerschwierigste“, erwidert Ludwig.

„Aber wieso ist er so wütend geworden?“

„Er hat gesehen, dass dir die hundert Euro überhaupt nichts ausmachen. Ist doch klar, dass er da denkt, du könntest ihm ruhig ein bisschen mehr geben. Die Menschen wollen immer mehr, da sind die Armen auch nicht anders als die Reichen.“



„Du musst es unauffällig machen“, sagt Ludwig und hält vor einem Hochhaus. „Komm, ich zeig es dir!“ Er öffnet mir die Tür, aber diesmal sieht es niemand. Die Straße ist leer, und in den Fenstern und auf den Balkonen ist auch niemand zu sehen. Wahrscheinlich, weil es angefangen hat zu regnen. Ludwig geht zur Eingangstür und bleibt vor dem Klingelbrett stehen, auf dem mindestens fünfzig Namen sind. Dann presst er die Hand auf die Klingelknöpfe und ruft gleichzeitig „WERBUNG!“ in die Sprechanlage. Kurz darauf ertönt der Türsummer, und Ludwig geht voraus in den Hausflur, in dem die Briefkästen hängen. „Und jetzt?“, frage ich, obwohl ich schon ahne, was er vorhat.

„Jetzt spielen wir Weihnachtsmann“, antwortet Ludwig und hält dabei die Klappe eines der Briefkästen auf, sodass ich da einen der Hundert-Euro-Scheine reinstecken kann.

„Aber woher wissen wir, dass die Leute das auch wirklich brauchen?“, frage ich, nachdem ich bereits fünf weitere Scheine in anderen Briefkästen versenkt habe.

„Guck dich doch mal um. Wer hier wohnt, braucht das Geld. Glaub mir.“

Der Hausflur sieht tatsächlich ziemlich übel aus. An den Wänden sind überall Graffiti, und es riecht auch nicht besonders gut. Hier wohnt bestimmt nur, wer sich nichts Besseres leisten kann, und deswegen stopfe ich schnell auch in alle anderen Briefkästen einen Schein. Ludwig und ich fahren danach noch zu drei anderen



Hochhäusern, und da machen wir es genauso, bis das Geld alle ist. Ich komme mir ein bisschen vor wie Robin Hood. Nur, dass ich das Geld nicht bei den Reichen klauen muss, weil meine Eltern ja selber reich sind. Und deswegen ist das Geld ja auch gar nicht richtig alle, sondern nur ein kleines bisschen weniger geworden. Es ist ja noch mehr als genug auf dem Konto, und so können wir gleich weitermachen. Wir müssen nur irgendwo einen Geldautomaten finden.

„Da vorne gibt es bestimmt Nachschub!“ Ich zeige auf ein Shoppingcenter auf der anderen Seite der Straße. Es ist aber keines mit so Luxusgeschäften wie gestern, sondern eher so eines mit Ramsch- und Ein-Euro-Läden. Einen Geldautomaten gibt es trotzdem, und dort besorg ich mir so lange neue Scheine, bis das Ding nichts mehr ausspuckt.

„Kommen Sie, wie probieren etwas Neues aus“, schlage ich Ludwig vor und lasse einen der Scheine unauffällig in die volle Plastiktüte einer älteren Dame gleiten. Das hat niemand gemerkt, außer Ludwig, der mir

anerkennend zunickt. So laufen wir durch das ganze Center und stecken mal einen Hunderter unbemerkt in eine Jackentasche, mal lassen wir einen Schein auf einer Bank liegen oder verstecken ihn zwischen den Seiten einer Zeitung, die irgendwo rumliegt. Ich komme mir ein bisschen vor wie ein Taschendieb. Nur umgekehrt, weil ich ja nichts klaue, sondern den Leuten heimlich etwas schenke.

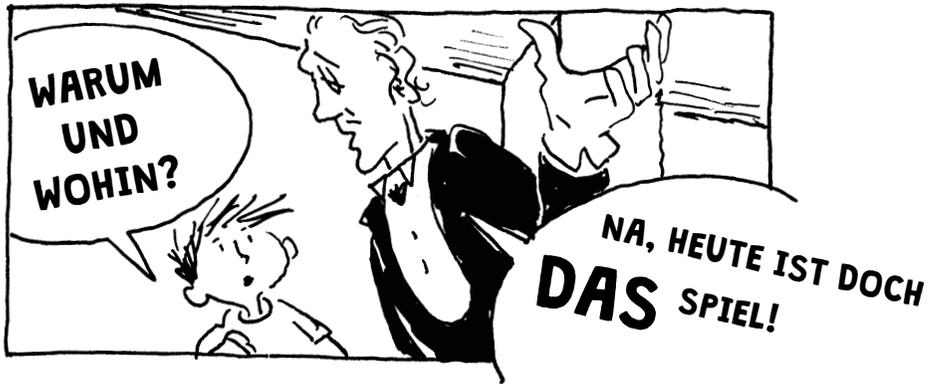
Das fühlt sich ziemlich gut an, viel besser jedenfalls als gestern, als ich das Geld einfach nur für mich ganz alleine ausgegeben habe. Immer wieder stoßen Leute spitze Schreie aus, weil sie einen von den Hunderten entdeckt haben. Dann schauen sie sich um, ob da jemand ist, der das Geld verloren haben könnte. Einige fragen andere Leute, aber die meisten lassen den

Schein ganz schnell in ihren Taschen verschwinden. Ludwig und ich beobachten das alles aus der Ferne, ohne uns zu erkennen zu geben, damit es nicht wieder Ärger gibt. Es ist mir auch lieber so, sonst würden sich die Leute vielleicht sogar bei uns bedanken. Das wäre mir unangenehm. Es ist ja schließlich nicht mein Geld, das ich hier so großzügig verteile.



13. Viel Geld von oben

„Es wird Zeit, wir müssen los“, sagt Ludwig, nachdem wir den Leuten schon eine ganze Weile beim Geldfinden zugeschaut haben. Ich spüre, dass es Ludwig genauso viel Freude macht wie mir. Trotzdem drängt er darauf, dass wir hier verschwinden.



„Aber ich habe meine Sachen gar nicht dabei.“
„Die habe ich gestern Abend schon für dich gepackt“, erklärt Ludwig. „Liegt alles im Kofferraum.“

„Von Rolly dem Kleinen oder dem, der draußen vor der Tür parkt?“

Ludwig sieht mich mitleidig an, weil ich ihm unterstellt habe, dass er einen Fehler gemacht haben könnte. Ludwig ist aber nicht der Typ, der Fehler macht, und sofort bereue ich, was ich gesagt habe.

„Aber wir haben noch ganz viele von den Scheinen übrig“, wechsele ich schnell das Thema und taste nach dem dicken Geldstapel in meiner Jackentasche. „Warten Sie hier, ich habe eine tolle Idee. Das wollte ich immer schon mal machen.“

Die klapprige Rolltreppe in dem Einkaufscenter ist natürlich kaputt, deswegen renne ich die Stufen rauf, um in den ersten Stock zu kommen. Es gibt kaum was Blöderes, als eine kaputte Rolltreppe rauflaufen zu müssen. Die Stufen sind viel höher als bei einer normalen Treppe, und ich bin völlig außer Atem, als ich oben ankomme. Hier in der ersten Etage stehen die meisten der Geschäfte leer, und Menschen sind auch keine zu sehen. Wahrscheinlich ist die Rolltreppe gar

nicht kaputt, sondern wurde einfach abgestellt, weil sich sowieso niemand nach hier oben verirrt.

Warum auch?

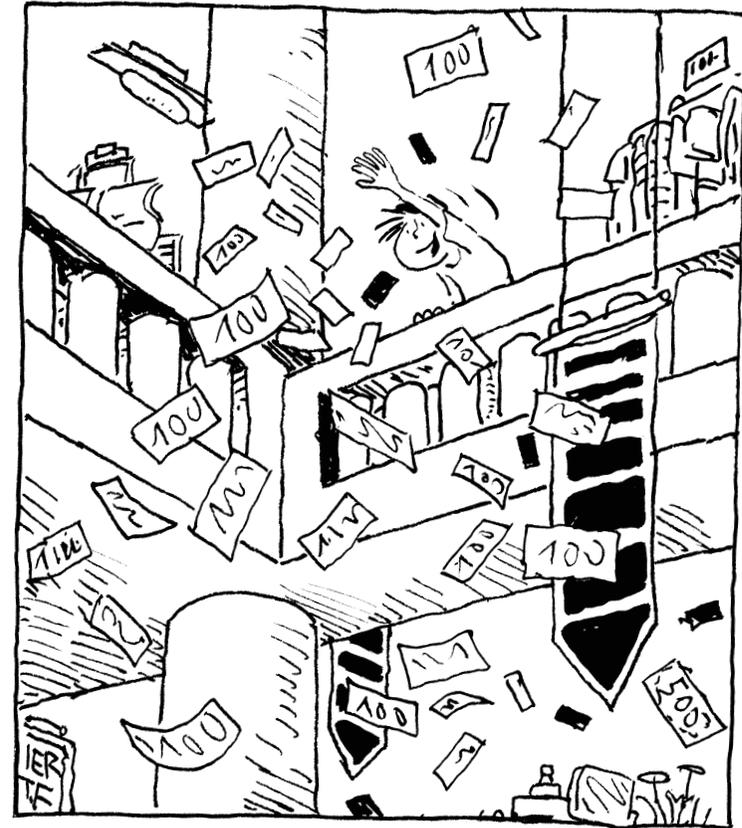
Ich finde das gut, dass ich alleine bin, da stört mich keiner.

Ludwig steht unten im Erdgeschoss und schaut fragend zu mir hoch. Die anderen Menschen beachten mich gar nicht, die laufen von einem Geschäft zum anderen. Die sind alle viel zu beschäftigt, um mal einen Blick nach oben zu werfen.

Auch das finde ich gut.

Ich greife in meine Hosentasche und hole die restlichen Hundert-Euro-Scheine heraus. Es sind mindestens noch achtzig oder neunzig, vielleicht sogar noch mehr, viel mehr. Ich kann das schlecht schätzen, weil ich es nicht gewohnt bin, so viel Geld in der Hand zu haben. Es ist auf jeden Fall noch richtig viel Kohle, die ich jetzt mit ein bisschen Anlauf über das Geländer schleudere.

Das sieht wunderschön aus, weil die Scheine ja nicht wie Steine auf die Erde fallen, sondern so leicht sind, dass sie für einen Moment in der Luft schweben.



Sie sehen aus wie ein aufgeregter Schwarm Vögel. Das Geld trudelt nämlich nicht einfach so zu Boden, sondern wird immer wieder aufgewirbelt, wenn irgendwo eine Tür aufgeht und frische Luft in das Einkaufszentrum strömt.

Zuerst merken die Leute unten gar nicht, was über ihren Köpfen passiert. Dann aber doch, und ab da gibt

es kein Halten mehr. Die Menschen stürzen sich auf die Scheine, und das tut mir leid, vor allem für Ludwig, der mittendrin steht und geschubst und gestoßen wird, weil er der Einzige ist, der nicht nach den Hunderten schnappt. Dort unten entwickelt sich eine richtige Massenschlägerei, und vielleicht war das mit dem Geldrausschmeißen doch keine so gute Idee von mir. Von den Eingängen kommen die Sicherheitsleute dazu, aber nicht, um für Ruhe zu sorgen, sondern weil sie selber etwas von dem Geld abhaben wollen. Kurz darauf höre ich draußen das Heulen von Polizeisirenen, und das ist ganz sicher ein guter Moment, um hier zu verduften. Ludwig ist es inzwischen auch gelungen, sich durch die prügelnden Menschen zur Rolltreppe vorzukämpfen. Sein Pinguin-Anzug hat ein bisschen gelitten, ein Ärmel fehlt, und das rechte Hosenbein ist knapp unter dem Knie total zerrissen. Er humpelt auch ein wenig, aber



ansonsten sieht er zum Glück unverletzt aus. Für einen winzigen Augenblick überlege ich, durch eine der Türen zu verschwinden und das ganze Chaos einfach hinter mir zu lassen. Aber es gibt ja keine Garantie, dass das auch klappt, und außerdem gefällt mir das Leben als Millionär trotz kleinerer Rückschläge wie der Prügelei da unten immer noch viel zu gut. Vor allem jetzt, wo ich das Geld ja nicht nur für mich selber ausgabe, sondern damit auch Gutes tue.

Also meistens zumindest.

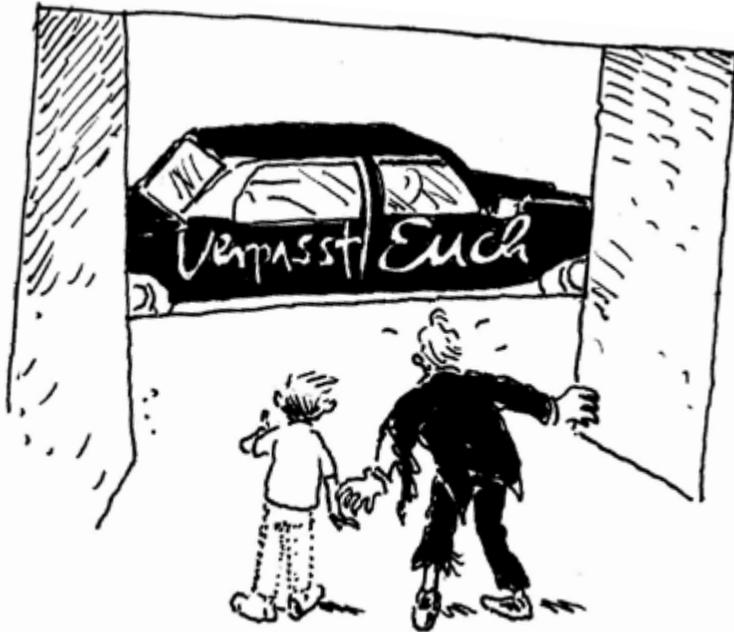
Und hey, außerdem kann ich meine Mannschaft nicht im Stich lassen. Die zählen ja auf mich bei DEM Spiel des Jahres.

„Wir müssen hier weg, bevor die Polizei kommt“, sagt Ludwig und zieht mich am Ärmel Richtung Treppenhäuser. Ich werfe einen letzten Blick über das Geländer nach unten, wo die Schlägerei um meine Hunderter immer noch in vollem Gange ist. Mittlerweile ist die Polizei eingetroffen, aber auch die Beamten sorgen nicht für Ruhe, sondern beteiligen sich an dem Kampf um die Scheine, von denen immer noch ein paar durch

die Luft trudeln und nur ganz langsam nach unten sinken, sodass auch die Polizisten hüpfen und springen müssen, um sie fangen zu können.

Durch ein Treppenhaus kommen wir über eine Hintertür wieder raus auf die Straße. Ich lasse Ludwig den Vortritt, damit er mir die Türen aufmachen kann. Aber das hätte er sowieso getan, das gehört ja zu seinem Job.

Als wir Rolly den Großen erreichen, sehe ich, dass irgendwer „Reichtum für alle“ und „Verpisst euch“ auf den Lack gesprüht hat.



Ludwig hatte vorher schon Sorgen gehabt, den Wagen hier einfach so auf der Straße zu parken, weil das keine besonders gute Gegend ist. Er humpelt auf den Wagen zu und versucht, die noch feuchte Farbe des Graffiti mit dem heilen Ärmel seiner Jacke wegzuwischen.

„Immerhin sind noch alle vier Reifen da, und die Scheiben hat auch niemand eingeschlagen“, versuche ich ihn zu beruhigen.

„Klar sind die Scheiben noch ganz, ist ja auch Panzer-
glas“, erwidert Ludwig, und ich glaub, er ist ein
bisschen sauer auf mich wegen der Sache mit den
fliegenden Geldscheinen.

Erst als der Wagen wieder sauber ist, fahren wir weiter. Diesmal setze ich mich lieber wieder nach hinten, weil die Stimmung ein bisschen angespannt ist. Deswegen bitte ich Ludwig auch nicht anzuhalten, wenn wir an Banken und Geldautomaten vorbeikommen. Stattdessen probiere ich ein paar Schalter aus, die ich auf der Rückbank finde. Beim ersten ertönt plötzlich Opernmusik, so laut, dass Ludwig vor Schreck das

Lenkrad verreit und der Wagen ins Schleudern gerät. Es dauert, bis ich den richtigen Knopf finde, um sie wieder auszustellen. Als ich einen anderen Schalter drücke, gleitet von der Decke ein Bildschirm herunter und auf der Rückseite des Vordersitzes erscheint eine Tastatur. Auf dem Monitor taucht das Bild eines Mannes auf. Er sitzt in einem Liegestuhl irgendwo an einem weißen Strand unter Palmen. Er hat ein Glas mit so einem kleinen Papierschirmchen in der Hand und eine Sonnenbrille auf der Nase.



„Nein, gar nichts, alles gut“, stottere ich überrascht.

„Ich wollte mich nur mal melden.“

Der Mann, der anscheinend mein Vater ist, versucht, jemanden mit der Hand daran zu hindern, dass sie oder er auch auf dem Bildschirm auftaucht.

„Das hast du ja jetzt getan“, sagt mein Vater, während eine Frauenstimme aus dem Hintergrund fragt: „Mit wem sprichst du denn da, Schatzi?“

Das ist definitiv nicht die Stimme meiner Mutter.

„War gestern nicht euer Spiel? Habt ihr gewonnen?“, will mein Vater wissen.

„Das ist erst heute“, antworte ich.

„Schade, dass ich nicht dabei sein kann“, schwindelt er. „Aber du siehst ja, ich habe zu tun. Viel Glück und vermassele es nicht.“

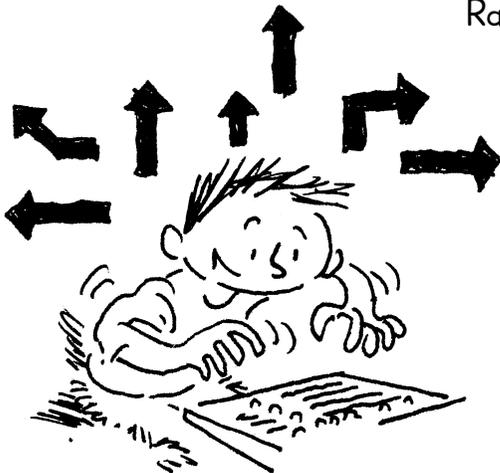
Dann ist der Bildschirm auch schon wieder schwarz und ich bin ziemlich froh, dass ich hier nur zu Besuch bin und mit meinen Eltern, also meinen echten Eltern, mehr Glück gehabt habe.

Ich probiere ein bisschen mit der Tastatur rum, und nach ein paar Klicks finde ich heraus, dass ich hier auf

der Rückbank sogar Internetzugang habe. Da kommt mir wieder eine Idee, und diesmal ist sie wirklich gut.

Während Ludwig mich schweigend zu DEM Spiel fährt, surfe ich mich durch die Webseiten aller Hilfsorganisationen, von denen ich schon mal gehört habe. Da kann man auch online spenden, das ist gar kein Problem, wenn man eine Kreditkarte hat, und wenn man eine Platin-Titan-Diamant-Karte ohne Limit besitzt, kommt dabei auch keiner zu kurz. Ich muss nur die Kreditkartennummer eingegeben und auf ENTER drücken. Das schaffe sogar ich. Ich spende für arme Kinder, arme Flüchtlinge, arme Bäume, arme Obdachlose, arme Kranke, arme Katzen, arme Hunde, arme ... Ich hatte gar keine Ahnung, für wen man alles spenden kann. Es gibt sogar eine Hilfsorganisation, die sich um

Ratten und Kakerlaken kümmert, aber denen spende ich nichts. Das sind aber auch die Einzigen, der Rest kriegt was, und



nach den ersten Hunderttausend, die ich mit meiner Karte großzügig verteilt habe, höre ich auf zu zählen. Ein schlechtes Gewissen habe ich keines. Nicht, nachdem ich heute Morgen meine Mutter und jetzt gerade eben meinen Vater kennengelernt habe.

Vor lauter Spenderei kriege ich gar nicht mit, wo wir hinfahren. Aber als ich aus dem Fenster schaue, sehe ich, dass wir die Stadt längst hinter uns gelassen haben. Wir nähern uns einem Pferdehof, und das finde ich irgendwie komisch, obwohl Tarek ja gestern auch schon so was Ähnliches angedeutet hatte.

Ich klopfe an die getönte Scheibe, die den Fahrerraum von der Rückbank trennt.

„Ich dachte, wir fahren zum Hockey“, rufe ich nach vorne.

Ludwig lässt die Scheibe herunterfahren und dreht sich überrascht zu mir um.

„Hockey? Du spielst doch kein Hockey! Du spielst Polo.“

14.
Das Spiel meines Lebens



Das ist doch dieses Spiel, wo man auf Pferden reitet und gleichzeitig mit einem Holzschläger einen winzig kleinen Ball in ein Tor schlagen muss. Das ist so ein Spiel für Superreiche, und jetzt wird mir einiges klar. Der Schläger über meinem Bett war gar kein

Hockey-Schläger, sondern einer für Polo, und dass wir zu einem Reiterhof fahren, macht auch plötzlich Sinn. Als Ludwig den Wagen zwischen den anderen Rolls-Royces, Ferraris und Lamborghinis vor den Ställen parkt, will ich schnell die Tür aufreißen, um hier zu verschwinden. Mit etwas Glück lande ich dann wieder zu Hause und breche mir nicht das Genick. Ich habe nämlich Angst vor Pferden. Die sind riesengroß, beißen, treten, und man kann ganz leicht von denen runterfallen. Und wenn man dann noch nicht tot ist, erledigen das bestimmt die anderen Pferde, deren Reiter beim Polo auch hinter dem Ball her sind. Mal im Ernst, was nützen mir die ganzen Millionen, wenn ich zu Tode getrampelt im blutgetränkten Sand der Reitbahn liege? Nichts, gar nichts, nada.



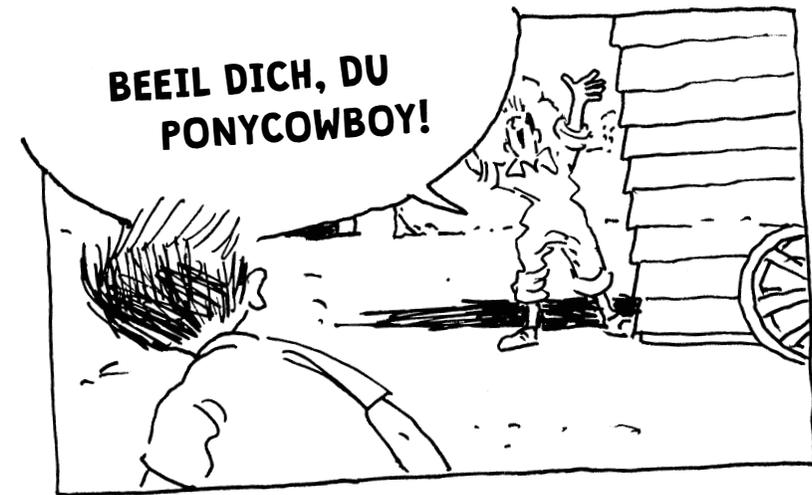
Aber leider ist die hintere Tür verriegelt und ich muss warten, bis Ludwig mir aufmacht. Er drückt mir die Sporttasche mit meinen Sachen und meinem Schläger in die Hand. Dann wünscht er mir viel Glück und murmelt etwas davon, dass er jetzt erst mal seine Uniform wieder in Form bringen muss.

„Meine Hände tun immer noch weh. Ich glaube nicht, dass ich heute spielen kann“, sage ich, aber Ludwig lächelt nur mitleidig und tippt auf sein Bein, dass nach dem Gerangel in dem Einkaufscenter tiefblau angelaufen ist.

„Du kannst spielen, glaub mir.“ Ludwig schnappt sich Nähzeug und einen Verbandskasten aus dem Kofferraum und humpelt davon.

„Tut mir leid mit Ihrem Bein, ehrlich!“, rufe ich ihm nach, weil ich wirklich ein schlechtes Gewissen habe. Ludwig hebt seinen Arm, ohne sich umzudrehen, und ich deute das einfach mal so, dass er meine Entschuldigung angenommen hat. Dann geht er zu den anderen Fahrern, die in ihren tadellosen Dienstuniformen etwas abseits stehen.

Ich schaue mich nach einer Tür um, durch die ich verschwinden kann, aber da hat mich auch schon Tarek entdeckt. Er steht in seinem viel zu großen orangefarbenen Overall an einem der Ställe und winkt mich zu sich.



Bei ihm stehen noch andere Jungen, die wahrscheinlich auch zu unserer Mannschaft gehören. Jedenfalls begrüßen sie mich alle ganz freundlich. Zwei davon tragen auch schon so einen Overall wie Tarek. Ich scheine damit meiner Flucht aus dem Gefängnis einen richtigen Modetrend angeschoben zu haben. Die Jungen klopfen

mir auf die Schultern und nehmen mich direkt in ihre Mitte, sodass ich gar keine Chance habe, mich durch irgendeine Tür zu verpissen. Aus ihren Gesprächen erfahre ich, dass es heute um die deutsche Meisterschaft im Schüler-Polo geht. Was aber wohl auch wieder nicht so besonders ist, weil es in ganz Deutschland überhaupt nur zwei Schüler-Teams gibt. Die letzten Spiele haben wir alle verloren, aber diesmal haben wir scheinbar wirklich eine Chance, weil ich – ausgerechnet ich – bei den letzten Trainingsspielen zu Hochform aufgelaufen sein soll. Alle sind jedenfalls fest davon überzeugt, dass sie wegen mir diesmal eine echte Chance haben zu gewinnen.

Alle außer mir.

Die Jungs führen mich in eine Umkleide, wo sie ihre Polo-Klamotten anziehen. Ich lass mir extra Zeit, damit ich sehen kann, was die anderen tun, um es ihnen dann nachmachen zu können. So kompliziert ist das aber nicht: Hose, Hemd, Stiefel, und am Ende setzt man sich noch einen Helm auf. Ich bin froh, dass mich hier keiner kennt.



Ehrlich gesagt, finde ich den Helm ziemlich lächerlich, und ich glaube auch nicht, dass er mich retten wird, wenn ich vom Pferd falle.

Und das werde ich, da bin ich ganz sicher.

Als wir alle umgezogen sind, versammeln wir uns in der Umkleide und bilden einen Kreis. Dabei legen wir uns kameradschaftlich die Arme um die Schultern, und dann brüllen die anderen: „Zickezacke Pferdekacke!“

Ich muss mich beherrschen, nicht laut loszulachen, weil das ein ziemlich bescheuerter Anfeuerungsruf ist.



Die anderen scheinen das aber alle ganz ernst zu nehmen, von denen lacht niemand. Auch Tarek nicht, der mir lange ins Gesicht sieht und dann feierlich verkündet: „Mit dir gewinnen wir das, Leo! Das erste Mal seit fünf Jahren.“

Und dass er mich einfach nur Leo nennt, ganz ohne Schimpfworte und Beleidigungen, zeigt mir, wie wichtig ihm die Sache ist. So wie allen hier in der Kabine, das kann ich in ihren Gesichtern lesen.

„Klar doch, kein Problem, schaffen wir“, murmele ich, weil mir nichts Besseres einfällt und ich meine Mannschaft auch nicht enttäuschen möchte. Das passiert noch früh genug, wenn sie merken, dass ich gar nicht reiten kann und mit zerschmetterten Knochen im Sand liege.

„Ich muss vorher nur noch mal schnell aufs Klo.“ Die Tür zur Toilette ist meine einzige Chance zu entkommen, aber Tarek hält mich weiter an der Schulter fest und zieht mich einfach mit nach draußen: „Zu spät, die Pferde sind alle gesattelt und warten auf uns.“

Als wir rausgehen, sitzen unsere Gegner schon auf ihren Pferden, und unsere stehen auch schon bereit. Ich tue so, als hätte ich einen Stein im Stiefel, und lasse erst mal die anderen aufsteigen,



damit ich weiß, welches von den Pferden meines ist. Zum Glück sind die Tiere nicht ganz so riesig, wie ich befürchtet hatte. Klein sind sie aber auch nicht, und außerdem sehen sie ziemlich nervös aus. Vor allem meines. Er oder sie ist dreckig weiß und wiehert ununterbrochen. Eva kann es kaum halten.

Genau, Eva.

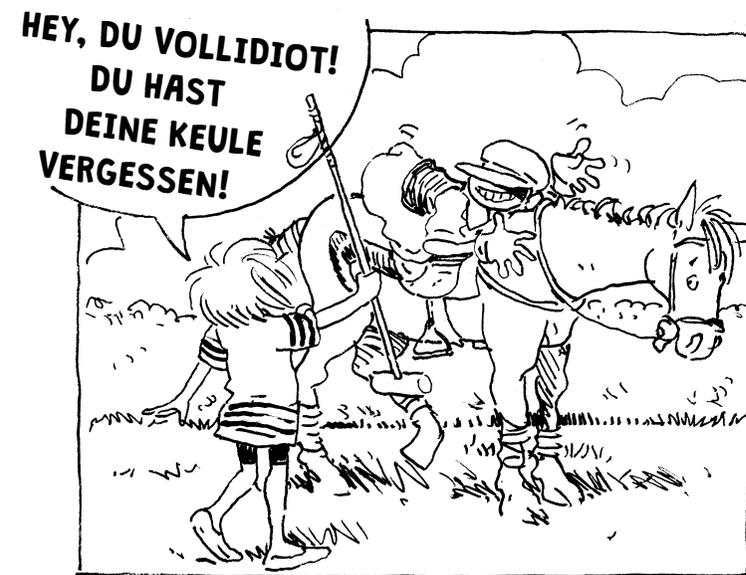
Sie steht nämlich vor meinem Pferd und hält es an den Zügeln fest.

„Was ist, du Idiot? Brauchst du eine Extraeinladung? Ich warte mit Marengo hier schon ewig auf dich. Und du weißt doch, dass Marengo nicht gerne wartet.“ Marengo hieß der Schimmelhengst von Napoleon,

das habe ich mal irgendwo gelesen, und das zeigt mal wieder, wie eingebildet der alte Leo war, sonst hätte er sein Pferd ja wohl kaum nach dem Pferd des französischen Kaisers benannt. Immerhin weiß ich jetzt den Namen meines Pferdes und dass Eva immer noch sauer auf mich ist. Das ist blöd, weil ich ohne ihre Hilfe gar nicht auf das Pferd draufkomme. Tatsächlich muss sie mich von hinten schieben, damit ich es irgendwie in den Sattel schaffe.

Von hier oben wirkt es doch höher, als ich gedacht hatte. Das ist beim Dreier im Schwimmbad ja genauso, der sieht von unten auch nicht so schlimm aus. Ich streichele Marengo über den Hals, weil man das als Reiter ja wohl so macht, und auch, um ihn bisschen gnädig zu stimmen. Ob ich die nächste Stunde überlebe oder sterbe, hängt nur von ihm ab. Ich bin ihm völlig ausgeliefert. Das weiß ich, und ich hoffe, er weiß das auch und nimmt ein bisschen Rücksicht auf mich. Eva spricht die ganze Zeit kein Wort mit mir, sondern summt nur leise „Hoppe, hoppe Reiter, wenn er fällt,

dann schreit er“ vor sich hin. Das ist ziemlich gemein, und eigentlich müsste ich doch derjenige sein, der hier sauer ist. Schließlich hat sie meine Karte zerschnitten und nicht umgekehrt. Aber ich halte lieber den Mund, weil mir ein bisschen schlecht ist. Marengo hat angefangen zu traben und läuft mit den anderen Pferden auf den Platz, wo der Schiedsrichter schon auf uns wartet.



Als ich mich umdrehe, reicht sie mir den Schläger. Dabei wirkt sie ein bisschen erschrocken, wahrscheinlich, weil ich wie ein nasser Sack im Sattel hänge und

sie mein blasses Gesicht gesehen hat. Das schaukelt nämlich ganz schrecklich hier oben. Schlimmer als im Hubschrauber, und ich weiß nicht, was passiert, wenn ich jetzt doch noch den Mund aufmachen würde.

Zum Glück muss ich nicht viel tun, weil Marengo im Gegensatz zu mir genau weiß, was zu tun ist. Er stürmt im vollen Galopp auf einen winzigen Ball zu, der auf dem Rasen liegt. Mit einer Hand halte ich mich am Sattel fest, mit der anderen klammere ich mich an meinen Schläger. Kann sein, dass ich den dabei aus Panik wild herumschleudere, und irgendwie treffe ich dabei wohl auch versehentlich den Ball, der mit einem Affentempo davonrauscht und zwischen den gegnerischen Torstangen einschlägt. Marengo bleibt stehen, und erst jetzt bemerke ich, wie viele Zuschauer zu unserem Spiel gekommen sind. Die stehen alle auf einer kleinen Tribüne und jubeln mir zu, und jeder dritte von denen trägt einen orangefarbenen Overall. Tarek und meine anderen Mitspieler kommen auf mich zugeritten, um mir überglücklich zu meinem Führungstreffer zu gratulieren.

In einem Kinderbuch würde das Spiel jetzt ganz sicher so ausgehen: Durch Zufall treffe ich noch zwei- oder dreimal und wir gewinnen das Spiel ganz knapp, weil mir das entscheidende Tor in der allerletzten Sekunde gelingt. Danach bin ich der Held, Tarek und die Jungs lassen mich hochleben, und Eva ist auch ganz hin und weg von mir, weil ich so ein klasse Typ bin.

Aber das hier ist keine Geschichte, das ist mein Leben.

Da läuft das anders.

Ich mache tatsächlich aus Versehen noch zwei Treffer, aber beide Mal landet der Ball in unserem Tor. Die restlichen Punkte zum 8:1 schaffen unsere

Gegner dann auch ohne meine Hilfe. Das Schlimmste aber ist, dass mir kurz vor Schluss von dem Gehoppel so schlecht wird, dass ich mich übergeben muss. Weil ich nicht auf den Rasen kotzen will, reiße ich mir schnell den Helm vom Kopf. Zu irgendwas muss das Ding ja gut sein. Die anderen kriegen davon gar





nichts mit, weil sie auf ihren Pferden weiter dem Ball hinterherhetzen. Die hoffen ja immer noch, in der letzten Minute die fehlenden sieben Treffer zum Ausgleich schaffen

zu können. Tarek stoppt sein Pferd, als er an mir vorbeireitet. Aber nicht, um zu fragen, wie es mir geht, sondern weil er seinen eigenen Helm verloren hat.

„Was ist denn los mit dir? Du spielst wie ein Baby. Schnell, gib mir deinen Helm, du brauchst deinen ja eh nicht, wenn du mit Marengo nur doof auf dem Feld rumstehst.“

„Nein!!! Das geht nicht!“

„Stell dich nicht so an und mach schon!“ Tarek reißt mir den Helm aus der Hand, setzt ihn sich auf den Kopf, und das ist nicht schön.

Nicht für ihn und für mich auch nicht.

15. Ab in den Sack

Nach dem Abpfiff ist die Stimmung in der Kabine ziemlich frostig. Da ist es wahrscheinlich am Nordpol noch wärmer. Meine Mitspieler sind sauer auf mich, und wenn die nicht so reich wären, würde ich versuchen, das mit Geldgeschenken wiedergutzumachen. Aber das würde mir hier gar nichts nützen, die haben ja sicher alle selber mehr, als sie brauchen. Sonst würden die bestimmt Fußball und nicht Polo spielen. Alle geben sie mir die Schuld, dass wir verloren haben, und dabei vergessen sie völlig, dass ich ja immerhin das erste und einzige Tor für uns geschossen habe. Aber so sind die Menschen, reiche wie arme: vergesslich und undankbar.

Am nettesten ist noch Tarek, nachdem er eine halbe Stunde geduscht und sich mindestens fünf Mal die Haare gewaschen hat.



Tarek grinst, und das zeigt, dass er wirklich nicht mehr sauer auf mich ist. „Warum hast du nicht vorher gesagt, dass du krank bist?“

Es dauert drei Sekunden, bevor ich kapiere, dass Tarek glaubt, ich hätte mich nur übergeben, weil ich mir irgendeinen Virus eingefangen habe.

„Vielleicht habe ich gestern auch einfach nur zu viel gegessen“, erwidere ich dankbar, weil Tarek mir da gerade die perfekte Entschuldigung für mein mieses Spiel und die unappetitliche Sache mit dem Helm

geliefert hat. „Oder einer von den fünf Eisbechern war schlecht, könnte ja sein. Jedenfalls war mir heute Morgen schon kotzübel, aber ich wollte halt meine Mannschaft nicht im Stich lassen. Nicht bei DEM Spiel!“

Das sage ich so laut, dass es alle in der Kabine hören können. Aber Tarek ist der Einzige, dem ich wirklich leidtue.

„Beim nächsten Spiel machen wir sie fertig“, sagt er und klopft mir aufmunternd auf die Schulter. „Wenn du Vielfraß dir nicht vorher wieder den Magen verdirbst.“ Dann verabschiedet er sich und verschwindet, zusammen mit den anderen Jungs, die mir beim Gehen jeder noch einen vernichtenden Blick zuwerfen.

Ich bleibe sitzen, bis ich ganz sicher bin, dass alle nach Hause gefahren sind. Meine Mitspieler, unsere Gegner, die Zuschauer, einfach alle außer Ludwig. Den brauche ich ja noch, um von dem Reiterhof hier wieder wegzukommen.

Oder aber ich nehme die Kabinentür. Die steht zwar

offen, aber ich kann sie ja jederzeit wieder zumachen und dann durch die Tür einfach verschwinden. So als wäre ich nie da gewesen.

Nach meinem peinlichen Auftritt auf dem Poloplatz finde ich das einen sehr, sehr reizvollen Gedanken. Einfach hier abhauen und nie wiederkommen. Es gibt Wichtigeres als Geld, zum Beispiel, dass einen Leute nicht so komisch angucken, so mit einer Mischung aus Mitleid, Schadenfreude und Verachtung. Und genauso werden mich alle anstarren, wenn ich die Kabine verlasse, da wette ich ein Vermögen drauf.

Was soll ich also noch hier?

Meine Eltern interessieren sich nicht die Bohne für mich, Eva hasst mich, und Geld allein macht auch nicht glücklich, das habe ich in den zwei Tagen schon gelernt. „Leb wohl, Ludwig, tschüs, ihr Millionen“, flüstere ich feierlich und greife nach der Klinke.

Ich ziehe die Tür zu, schließe die Augen und mache sie sofort wieder auf.

Doch es passiert gar nichts, außer dass ich im Flur hinter der Umkleide lande.

Aber das ist ja immer so, das habt ihr bestimmt auch schon gemerkt. Wenn man so eine Tür-Reise mal wirklich dringend braucht, klappt es nicht. Natürlich nicht, wäre ja auch zu einfach.

Als ich auf den Parkplatz des Reiterhofs komme, sind die anderen Rolls-Royce, Ferraris und Lamborghinis alle schon weg. Nur unserer steht noch da, und am Kotflügel lehnen Ludwig und Eva, die sich scheinbar ganz prächtig miteinander unterhalten.



Eva kommt auf mich zu und scheint wirklich besorgt zu sein. Damit sie das noch ein Weilchen bleibt, verziehe ich mein Gesicht, als hätte ich immer noch ganz höllisch schlimme Schmerzen, und flüstere: „Magen verdorben, nicht weiter schlimm, geht schon wieder besser. Ein bisschen zumindest.“

Eva soll ruhig noch weiter glauben, dass es mir nicht gut geht. Das ist tausendmal besser, als wenn sie sauer auf mich ist.

„Weißt du, ich habe dich immer für einen eingebildeten Idioten gehalten. Na ja, kein Wunder, du hast dich ja auch benommen wie einer“, sagt Eva. „Aber Ludwig hat mir gerade erzählt, was du heute Vormittag gemacht hast. Also, dass du dein ganzes Geld verschenkt hast. Und dass du heute auf dem Platz nicht wie sonst immer den großen Feldherren gespielt hast, fand ich auch gut. Du warst sogar nett zu Marengo. Das bist du sonst nie, und deswegen wollte ich mich für die Sache mit der Karte gestern entschuldigen, und ich dachte, vielleicht hast du ja Lust, heute mit mir Eis essen zu gehen.“



Einfach nur wow!

Nee, einfach nur wow reicht nicht.

Wow! Wow! Wow!

„Aber das geht ja leider nicht“, fährt Eva fort.

„Wegen deines Magens. Schade. Schönen Tag dir noch, und gute Besserung.“

Eva dreht sich um, und wenn ich jetzt nicht schnell was sage, ist sie weg.

„Warte mal, mir geht es schon wieder viel, viel besser“, sage ich. „Eis soll ja auch gut gegen Bauchschmerzen sein.“



„Echt?“ Eva bleibt stehen und lächelt mich an. „Ich dachte, da hilft eher eine Wärmflasche!“
„Hat man früher geglaubt, aber neue wissenschaftliche Studien aus Amerika haben wohl bewiesen, dass Kälte viel, viel besser ist“,

schwindele ich.

„Neue wissenschaftliche Studien?“, wiederholt Eva und grinst.

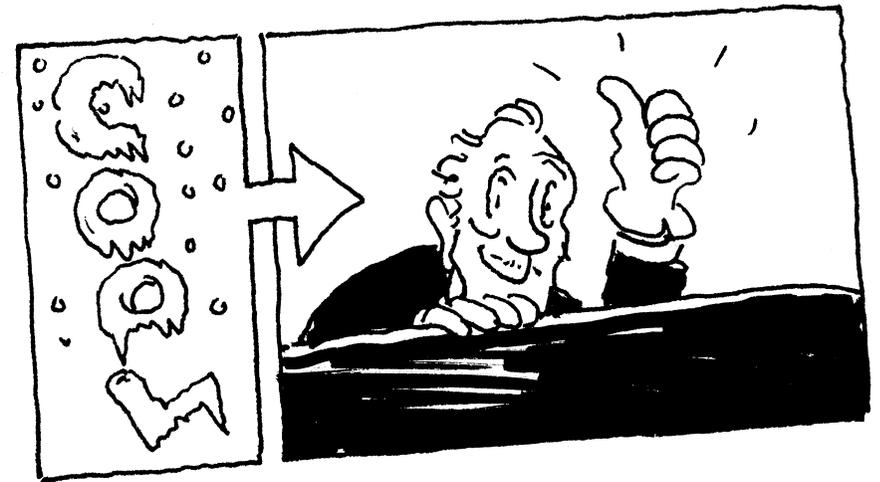
„Aus Amerika.“

„Dann wird das wohl stimmen.“ Eva grinst noch breiter.

„Fein, dann darfst du mich auch zu einem Banana Split einladen. Das ist mein Lieblingseis.“

„Klar, gerne, unbedingt, das ist auch mein Lieblingseis“, stottere ich, obwohl ich Bananen nicht ausstehen kann und Spaghettieis viel lieber mag.

Ludwig lehnt immer noch am Wagen und streckt mir breit grinsend hinter Evas Rücken den Daumen hoch, und im Gegensatz zu meiner Mutter sieht das bei ihm überhaupt nicht albern aus.



Ich nicke ihm dankbar zu, weil sich Eva nie für mich interessiert hätte, wenn er ihr nicht von all meinen guten Taten erzählt hätte.

Eva wendet sich zu Ludwig, weil sie wissen will, was hinter ihr los ist.

„Was ist denn da so interessant?“

„Nichts, gar nichts“, sage ich. „Ludwig hat mir nur signalisiert, dass wir es nicht eilig haben.“

„Du hast dich echt total verändert“, sagt Eva. „Das ist das erste Mal, dass du Ludwig zu ihm sagst. Früher hast du ihn immer nur den Pinguin genannt. Ich glaube, du hast bis gestern nicht mal gewusst, wie er heißt.“

„Jeder kann sich ändern.“

„Scheint so.“

„Warte kurz, ich muss nur schnell meine Sachen holen“,
bitte ich Eva, weil ich meine Tasche in der Kabine
vergessen habe.



Eigentlich könnte mir das egal sein. Ich bin Millionär,
und da wäre es ja kein Problem, einfach loszuziehen
und mir neue Sportklamotten zu kaufen. Aber so bin
ich nicht erzogen. Meine Mutter, also meine richtige,
würde mir die Hölle heißmachen, wenn ich meine
Tasche in der Turnhalle liegen lassen würde. Das steckt
so tief in mir drin, und das werde ich auch nicht los,

nur weil ich eine Platin-Titan-Diamant-Kreditkarte ohne
Limit in der Tasche habe.

„Kein Problem, ich warte hier auf dich. Versprochen“,
sagt Eva und lächelt mich ein zweites Mal ganz süß
an.

Ich könnte zerspringen vor Glück, weil das mit der
Tür vorhin nicht geklappt hat und ich deswegen gleich
mit ihr Eis essen gehen werde. Und weil sie gerne
Banana Split mag. Sonst achten Mädchen ja immer
auf Kalorien und so. Die bestellen sich höchstens
mal einen Salat mit Sahne in der Eisdiele. Eva ist es
scheinbar völlig egal, wie viele Kalorien so ein Eisbecher
hat, sonst würde sie sich nicht den fetttesten von allen
bestellen wollen.

Ich finde das gut.

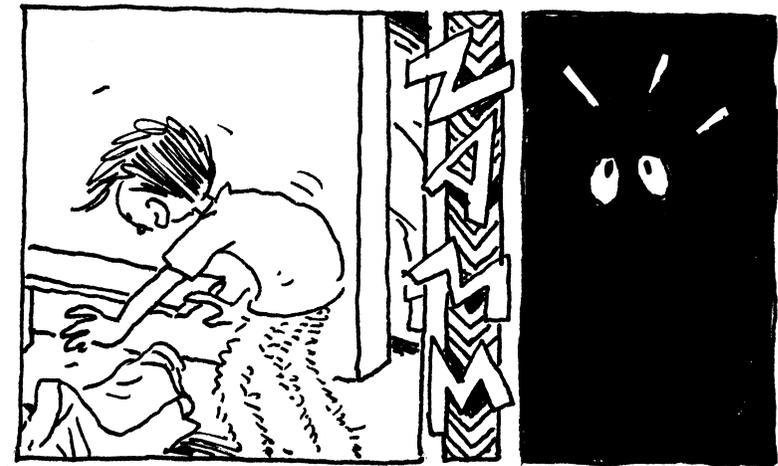
Noch besser aber finde ich, dass ich es mir mühelos
leisten kann, in einer Eisdiele zwei Becher für mich und
Eva zu bestellen. Ohne dafür monatelang sparen zu
müssen. Zu Hause, also in meinem richtigen Zuhause,
habe ich eine Spardose. Da ist das Geld drin, das ich
jeden Monat von meinem Taschengeld abgezweigt

habe, nur für den Fall, dass ich mich mal trauen würde, Miriam zu einem Eis einzuladen. Die Dose ist immer noch ziemlich leer, und es würde höchstens für zwei Kugeln reichen. Also nicht für jeden, sondern insgesamt. Um mir zwei Eisbecher leisten zu können, müsste ich zwei Jahre lang sparen.

Hier ist das alles kein Problem, hier kann ich ruhig großzügig sein, ohne dass ich mich dabei finanziell gleich ruinieren muss. Und wenn man reich ist, muss man eben auch was abgeben von seinem Reichtum. So wie heute Morgen oder wie gleich, wenn ich Eva einlade.

Sie lächelt immer noch, und ich lächele zurück, dann erst drehe ich mich um, um jetzt ganz schnell meine Sachen zu holen, bevor sie es sich anders überlegt. Die Türen stehen alle noch auf, und das ist gut so. Da gehe ich kein Risiko ein, hier plötzlich zu verschwinden. Das wäre ja blöd, gerade jetzt, wo alles perfekt für mich läuft.

Die Tasche und mein Schläger liegen auf dem Boden der Umkleide. Ich bücke mich, um meine Sachen zu schnappen, und stehe plötzlich im Dunkeln.



Für eine Sekunde denke ich: ‚Scheiße, ich habe vor lauter Aufregung eine Tür übersehen und bin jetzt irgendwo in einer finsternen Höhle gelandet.‘

Dann erst kapiere ich, dass mir jemand einen Sack über den Kopf gestülpt hat. Es stinkt fürchterlich nach Zwiebeln, die da vorher drin waren. Also vor mir. „Hilfe!“, brülle ich laut, und das hätte ich besser nicht getan. Noch bevor mich jemand hören kann, kriege ich einen Schlag auf den Kopf und verliere das Bewusstsein.

16.

Zwischen Dosen und Konserven

Als ich wieder aufwache, liege ich auf einer Luftmatratze. Ohne-Luft-Matratze trifft es besser, die ist nämlich raus, die Luft. Eigentlich liege ich auf dem harten Boden, und außerdem habe ich Kopfschmerzen. Es dauert eine Weile, bis ich mich erinnere, was passiert ist. Ich wollte mit Eva Eis essen gehen, hatte aber meine Sporttasche vergessen und bin deswegen noch mal zurück in die Kabine. Da hat mir irgendwer einen Zwiebelsack übergestülpt und dann auf den Kopf gehauen.

Das erklärt zumindest meine höllischen Kopfschmerzen. Ich schaue mich um und finde auch eine Erklärung für den Zwiebelgeruch. Ich bin in einer Speisekammer gelandet. In einer Ecke liegen Säcke mit Zwiebeln und Kartoffeln, und an den Wänden stehen Regale, in denen lauter Konserven lagern. Es gibt kein Fenster,



aber dafür an der Decke eine Glühbirne. Das Licht hilft mir, die Aufschriften auf den Dosen lesen zu können. Es sind vor allem Bohnen, nein, eigentlich sind es nur Bohnen. Wem immer diese Sachen gehören, er oder sie hat es anscheinend nicht so mit frischen Lebensmitteln und einer ausgewogenen Ernährung. Aber immerhin werde ich hier wenigstens nicht verhungern. Ich vermute nämlich, dass die Tür abgeschlossen ist,

und als ich mich trotz meiner höllischen Kopfschmerzen erhebe und nach der Klinke greife, bestätigt sich mein Verdacht.

Ich versuche, mich zu konzentrieren. Ich bin hier nicht gelandet, weil ich durch eine Tür gegangen bin.

Ich bin hier gelandet, weil ... weil ... weil ich entführt wurde!

Es kann gar nicht anders sein, aber das macht keinen Sinn, weil meine Eltern doch gar kein Geld haben, um Lösegeld zu zahlen.

STOPP!

Meine richtigen Eltern haben kein Geld, meine Eltern hier aber schon, und davon eine ganze Menge.

Plötzlich ist alles glasklar. Ich wurde entführt, um für mich zwanzig, dreißig, vierzig oder fünfzig Millionen Euro zu erpressen. So viel bin ich ja wohl mindestens wert, und ich hoffe nur, dass meine Eltern nicht zu beschäftigt sind, um den Anruf meiner Entführer annehmen zu können. Denn das wäre ja blöd, wenn ich hier sterben müsste, nur weil bei meiner Mutter und meinem Vater ständig das Telefon besetzt ist.

Das Telefon!

Damit kann ich Hilfe rufen.

Ich suche die Taschen meiner grünen Kunstrasenhose ab, kann mein Handy aber nicht finden. Wahrscheinlich haben meine Entführer es mir abgenommen, und das ist ziemlich gemein, weil es nagelneu war und ich noch nie so ein tolles Smartphone besessen habe.

Unter der Türritze dringt der Geruch nach altem Frittenfett in die Speisekammer. Das riecht ziemlich übel, deshalb halte ich mir die Nase zu und hämmere mit der freien Hand gegen die Tür.



Das ist natürlich ein Trick, und vielleicht sind meine Entführer so doof, darauf reinzufallen. Tatsächlich höre ich draußen jetzt Schritte, und kurz darauf geht die Tür auf.

„Mach doch nicht so einen Lärm!“ Zwei Männer stehen vor mir. Der eine hat eine Micky-Maus-Maske und der andere eine Donald-Duck-Maske vor dem Gesicht. Beide tragen sie Küchenkittel, die irgendwann mal weiß waren, jetzt aber voller brauner Flecken sind.



„Lassen Sie mich raus! Was wollen Sie von mir?“, brülle ich.

„Uns ist das Fleisch für die Currywurst ausgegangen, und Schweinefleisch ist zu teuer“, sagt Donald Duck.

„Deswegen machen wir unsere Wurst schon seit Jahren nur noch aus kleinen Jungen.“

Ich schlucke. Die haben es gar nicht auf das Geld meiner Eltern abgesehen, die haben es nur auf mich abgesehen.

„Hör auf damit, du machst ihm doch Angst“, mischt sich Micky Maus ein, dann wendet er sich mir zu.

„Entschuldige, mein Kollege hat eine etwas seltsame Art von Humor.“

„Man wird doch wohl noch Spaß machen dürfen“, mault Donald Duck.

„Also, wir haben schon mit deinen Eltern telefoniert“, fährt Micky Maus fort und hält mein Handy hoch.

„War ganz schön schwer, die an die Leitung zu kriegen.“

„Sie wissen schon, dass man Sie damit orten kann, oder?“, frage ich vorsichtig nach.

„Hältst du uns für doof?“, fragt Donald zurück.

„Deswegen haben wir ja auch nicht mit unseren eigenen Handys angerufen, sondern mit deinem.“

So doof können die beiden nicht sein, oder?

Doch, können sie.



Es fällt mir schwer, meine Enttäuschung zu verbergen.

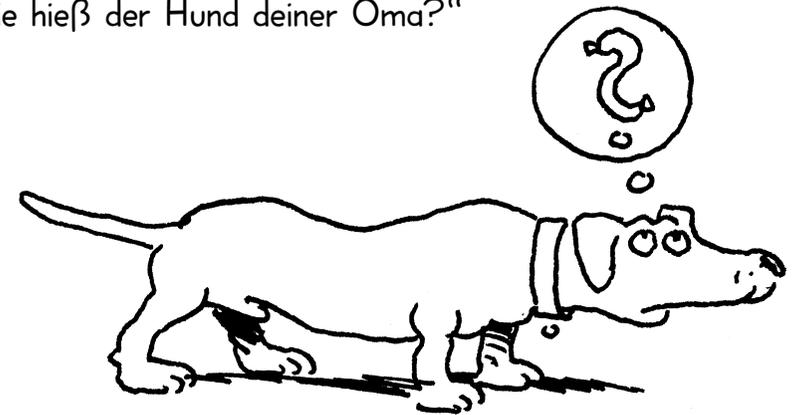
„Eigentlich wollten wir fünf, aber deine Mutter hat uns runtergehandelt“, erklärt Donald Duck. „Bevor sie zahlt, will sie einen Beweis, dass wir nicht bluffen und dich wirklich geschnappt haben. Deswegen sollst du eine

einfache Frage beantworten. Eine, deren Antwort nur du wissen kannst und wir nicht.“

„Und was ist das für eine Frage?“, frage ich.

„Warte, ich habe es mir aufgeschrieben.“ Donald Duck schaut auf seine Hand, auf der er sich etwas mit Kugelschreiber notiert hat.

„Wie hieß der Hund deiner Oma?“



Okay, ich bin geliefert. Ich habe keine Ahnung, wie der hieß. Aber wenn ich die Frage nicht beantworten kann, machen die beiden Comicfiguren vielleicht doch noch Wurst aus mir.

„Mopsi?! Nein, warten Sie, Waldi, nee, der hieß Purzel“, sage ich, einfach nur, um Zeit zu gewinnen,

und weil ich es für durchaus wahrscheinlich halte, dass ältere Damen ihren Hund Purzel nennen.

„Okay, wir checken das, falls es uns gelingt, deine Mutter ein zweites Mal ans Telefon zu kriegen.“

Donald Duck schreibt sich mit einem Kugelschreiber den Namen auf die Hand. Auf dem Stift ist Werbung für eine Imbissbude: „Bei Uwe und Klaus – Futtern besser wie bei Muttern.“ Dahinter stehen dann auch noch die komplette Anschrift und die Telefonnummer. Die kann ich zwar nicht lesen, weil sie von Donalds Finger verdeckt wird, aber das brauche ich auch nicht. Ich weiß genau, wo ich gelandet bin: In der Straße, wo ich dem Mann auf der Bank das Geld geben wollte. Wahrscheinlich habe ich Uwe und Klaus dabei selber auf die Idee gebracht, mich zu entführen und für mich ein dickes Lösegeld einzustreichen.

Aber dazu müssen sie schon etwas cleverer sein.

Damit meine ich jetzt nicht, dass es eigentlich „besser als bei Muttern“ und nicht „wie bei Muttern“ heißen müsste, sondern weil sie hier mit ihren Werbekulis vor meiner Nase herumkritzeln. Ich bin mir ziemlich sicher,

dass meine beiden Entführer Uwe und Klaus sind, auch wenn ich keine Ahnung habe, wer von den beiden wer ist.

„Ich könnte auch selber zahlen“, rufe ich ihn und krame meine Platin-Titan-Diamant-Kreditkarte aus der Tasche. „Die ist ohne Limit.“



„Lass mal“, erwidert Donald und nimmt zwei Dosen mit Bohnen aus dem Regal. „Du willst ja nur abhauen, wenn wir dich hier rauslassen. Außerdem haben wir gar keine Zeit, gleich machen wir den Laden auf, und dann kommen die ersten Gäste. Die haben Hunger.“

„Dann bis später, Uwe!“, rufe ich den beiden nach, als sie schon fast wieder draußen sind.

„Ja, bis später dann“, sagt Micky, und damit sind zwei Sachen klar:

Erstens: Die beiden sind wirklich noch viel, viel blöder, als ich gedacht habe.

Zweitens: Micky ist Uwe, und das heißt ja wohl, dass Donald Klaus sein muss.

Die beiden schließen die Tür wieder hinter sich ab. Das ist gut, denn als die Tür offenstand, ist noch mehr von dem fiesen Frittenfettgestank in den Raum gekommen. Es stinkt so schlimm, dass es kaum zum Aushalten ist. Ich kann mir echt nicht vorstellen, dass die viele Kunden in ihrem Imbiss haben, und das ist ganz sicher auch der Grund, warum sie mich entführt haben.

Wieder allein, überlege ich, wie ich aus meinem Gefängnis fliehen kann. Das ist mir ja schon einmal gelungen, also warum sollte es nicht ein zweites Mal klappen? Alles, was ich brauche, ist ein Plan. Am besten ein guter.

Plan A: die Tür. Türen sind immer gut, schlecht ist nur, wenn die abgeschlossen sind. Ich versuche, mit meiner Kreditkarte das Schloss zu öffnen.

Das habe ich mal in einem Krimi gesehen, und da ging das ganz einfach.

Aber hier klappt das überhaupt nicht, und beim dritten Versuch bricht die Karte in der Mitte entzwei. Na super, das ist jetzt schon die zweite, die ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden geschrottet habe.

Plan B: die Bohnen. Ich könnte Unmengen von den Dosenbohnen essen, die hier im Regal stehen, denn von



Bohnen kriegt man ja Blähungen. Ich bräuchte dann nur noch ein Streichholz anzuzünden, und die ganzen Gase würden explodieren, die Tür wegsprengen, und ich könnte ungehindert in die Freiheit marschieren. Klingt nach einem guten Plan, es gibt allerdings drei Probleme:

- 1) Ich habe keinen Dosenöffner.
- 2) Ich habe keine Streichhölzer.
- 3) Wer garantiert mir, dass die Gase nicht auch mich in die Luft sprengen?

Ich brauche dringend einen Plan C.

Habe ich aber nicht.

Deswegen setze ich mich einfach auf die Ohne-Luft-Matratze und warte ab, was als Nächstes passiert. Passiert aber nix, außer dass der Frittenfettgeruch



wieder stärker wird. Wahrscheinlich haben Uwe und Klaus oben ihre Imbissküche angeschmissen. Mein Magen meldet sich mit einem lauten Knurren, weil ich Hunger habe.

Eigentlich sollte ich jetzt mit Eva irgendwo in einer Eisdiele sitzen.

Eigentlich sollte alles ganz schön sein.

Schließlich hatte ich gelernt, das Reichsein zu genießen. Also nicht nur zu shoppen und sinnlos Geld auszugeben, sondern mit dem Geld auch was Gutes zu tun und mir selber dabei auch mal was zu gönnen. Zum Beispiel zwei Banana Splits für Eva und mich.

17.

Nur noch ein kleines Stückchen

Während ich warte, versuche ich, aus der Ohne-Luft-Matratze eine Luftmatratze zu machen. Aber das ist sinnlos, weil das Gummiding ein riesiges Loch hat, wo alles, was ich oben reinpuste, unten gleich wieder rausgeht. Irgendwann gebe ich auf.



Auch weil sich draußen auf dem Flur wieder etwas tut. Es gab wohl doch nicht so viele Kunden für Uwe und Klaus, und deswegen haben die beiden jetzt Zeit, sich um mich zu kümmern. Schritte nähern sich, und kurz darauf höre ich auch schon den Schlüssel im Schloss.

„Der Hund von deiner Oma hieß gar nicht Purzel, der hieß Cäsar“, sagt Micky, also Uwe, sauer.

„Wir haben mit deiner Mutter telefoniert, die will jetzt einen anderen Beweis.“ Donald, also Klaus, hat ein langes Küchenmesser in der Hand, mit dem er wütend in der Luft herumwirbelt. „Einen Finger zum Beispiel.“

„Oder ein Ohr“, sagt Micky.

„Oder die Nase“, sagt Donald.

„Oder ...“ Micky muss nachdenken, weil ihm nichts mehr einfällt, was er mir als Beweis abschneiden könnte. Dann fällt ihm doch noch was ein. „Den dicken Zeh! Warum werden in den Krimis immer nur Finger abgeschnitten und nie irgendwelche Zehen? Das ist doch komisch, oder? So ein fehlender Zeh fällt doch später gar nicht auf. Höchstens im Schwimmbad vielleicht.“

„Stimmt, da hast du recht“, bestätigt Micky, und dann denken die beiden eine Weile darüber nach, warum das so ist, kommen aber anscheinend zu keinem Ergebnis.

„Wie wäre es mit einem Foto?“, schlage ich vor, weil ich keine Lust habe, mir von den beiden irgendwelche Körperteile abschneiden zu lassen. „Das beweist doch auch, dass ihr mich gekidnappt habt.“

„Ja, schon“, sagt Micky, und Donald ergänzt: „Klar, das ginge natürlich.“

Dabei hören sich die beiden etwas enttäuscht an, Donald noch ein bisschen mehr als Micky.

„Und ihr müsst unbedingt mit dem Handy ein Entführervideo drehen“, rede ich weiter, damit sie sich das mit dem Foto nicht doch noch anders überlegen. „Was ist schon eine Entführung ohne so ein richtiges Video?“

Die Gesichter der beiden hellen sich wieder auf. Uwe und Klaus scheint die Idee mit dem Video zu gefallen. „Ich wollte immer schon mal einen Film drehen“, sagt Micky.

„Aber wer filmt denn dann, wenn wir da beide mitspielen?“, fragt Donald.

„Na, das könnte ich doch übernehmen“, schlage ich großzügig vor. „Erst filmt ihr mich, und dann machen wir einen Schnitt und ihr seid dran und stellt eure Forderungen.“

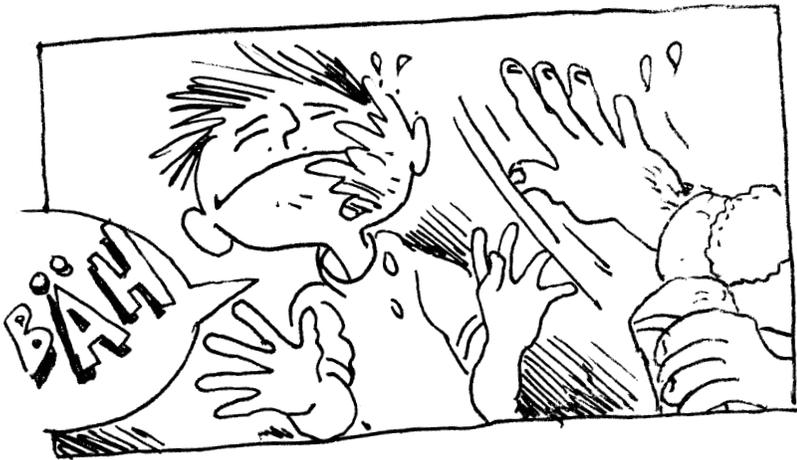
Uwe und Klaus sind ganz begeistert und suchen auch gleich nach dem besten Hintergrund für die Aufnahme. Am Ende entscheiden sie sich für das Regal mit den Bohnen. Ich soll mich davor aufstellen und dann meinen Text sagen.



„Lass dir was einfallen“, sagt Donald, während mich Micky mit der Kamera in meinem neuen Handy filmt. „Hauptsache, es ist herzergreifend und mitleiderregend.“

„Warte, da fehlt noch was.“ Micky legt das Handy auf

dem Regal ab, holt einen Dosenöffner aus der Tasche und öffnet eine der Konserven mit roten Bohnen. Dann greift er mit den Fingern hinein und schmiert mir die rote Soße ins Gesicht. „So sieht es dramatischer aus.“



Donald nickt zufrieden und gibt mir ein Zeichen, dass ich anfangen soll, nachdem Micky das Handy wieder in seinen verschmierten Fingern hält.

„Liebe Mama, lieber Papa, ich bin in den Händen skrupelloser Entführer, die vor nichts, aber auch gar nichts zurückschrecken. Sie wollten mir sogar einen dicken Zeh abschneiden! Die beiden sind nicht nur unglaublich brutal, sondern auch wahnsinnig klug,

deswegen zahlt ihr lieber die zehn Millionen Euro, die sie für mein Leben fordern.“

„Häh, wieso denn zehn Millionen?“, fragt Donald irritiert.

„Genau, wir wollen doch nur eine“, sagt Micky.

„Weil ich zehn Millionen wert bin, mindestens“, erwidere ich. „War der Rest denn okay?“

„Sehr okay sogar.“ Donald klingt ziemlich zufrieden und auch Micky nickt begeistert. Aber ich hatte mir schon gedacht, dass ihnen das mit dem „unglaublich klug“ gefallen würde. Trotzdem muss ich die Szene noch dreimal wiederholen, weil Micky vergessen hat, die Kamera einzuschalten, Donald beim nächsten Mal durchs Bild läuft, und sich beide beim dritten Mal laut darüber streiten, ob ich genug rote Bohnensoße im Gesicht habe.

„Okay, jetzt seid ihr dran“, sage ich, als wir die Einstellung endlich im Kasten haben.

Micky reicht mir die Kamera und stellt sich mit Donald vor dem Konservenregal auf. Mein Plan C ist, sobald ich mein Handy habe, unauffällig ein paar Nachrichten

an Ludwig, Eva, Tarek und auch die Polizei zu senden. Damit die wissen, wo ich bin. Das funktioniert aber nicht, weil die Speisekammer ein verdammtes Funkloch ist.

Meine beiden Entführer stehen vor dem Regal, spucken sich in die Hände und versuchen mit den nassen Fingern, ihre Frisuren irgendwie in Form zu bringen. Das klappt zwar nicht, sieht auf dem Video aber unglaublich komisch aus. Die wissen ja nicht, dass ich das alles schon filme.

„Schöner wäre es natürlich ohne die Masken“, sage ich.

„Da hat er recht“, erwidert Donald und hat die Hand schon an der Maske.

„Spinnst du? Dann erkennt uns doch jeder“, ruft Micky und verhindert in letzter Sekunde, dass sein Kollege die Maske wirklich abnimmt.

„Ganz wie ihr wollt, aber schöner wäre schon ohne“, sage ich. „Egal, am besten, ihr stellt euch einfach erst mal vor.“

„Also ich bin der Uw... Hey, willst du uns reinlegen oder was?“, brüllt Uwe mich an, und Klaus schreit:

„Nicht mit uns, weil wir unglaublich klug sind, hast du doch selber gesagt.“

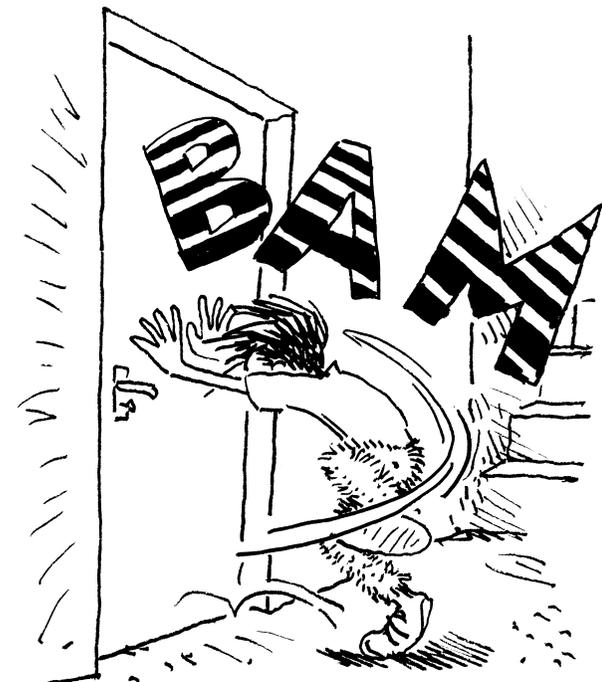
„Ist ja schon gut, dann eben ohne Vorstellung“, erkläre ich. „Aber wenn ich euch beide auf dem Bild haben will, muss ich ein bisschen weiter weg.“

Schritt für Schritt bewege ich mich rückwärts Richtung Tür, während Uwe und Klaus erwartungsvoll in die Kamera starren.

„Ist es jetzt gut?“, will Micky wissen, und Donald fragt: „Können wir anfangen?“

„Noch nicht, ich muss noch etwas weiter weg.“ Ich spüre die Klinke in meinem Rücken und greife mit der freien Hand danach. „Wartet, nur noch ein kleines Stückchen.“

Im nächsten Moment reiße ich die Tür auf, springe nach draußen und knalle die Tür wieder zu.



„Er hat uns reingelegt!“, brüllt Uwe, und Klaus schreit:

„Das ist alles deine Schuld!“

Ich fange an zu zittern, und das ist ja oft so, dass man erst dann richtig Angst kriegt, wenn alles hinter einem liegt. Ich schaue mich auf dem Flur um, weil ja immerhin die Möglichkeit besteht, dass ich ganz woanders gelandet bin. Aber der Frittenfettgestank beweist mir, dass ich immer noch im selben Keller bin. Jetzt aber auf der anderen Seite der Tür, der besseren. Meine unglaublich klugen Entführer haben den Schlüssel draußen stecken gelassen. Ich schließe ab und fertig. Plan D hat perfekt funktioniert.

Als ich die Kellertreppe hochsteige, überlege ich, ob das mit den Tür-Reisen vielleicht für immer und ewig vorbei ist. Das war jetzt schon die zweite Tür hintereinander, durch die ich durch bin, ohne dass ich irgendwo anders gelandet bin. Vielleicht bin ich geheilt. Dann hätte ich ja sogar noch Glück gehabt, dass ich jetzt für immer Millionär bleiben muss und nicht Pyramidensklave oder Stammspieler beim FC Bayern. Nur um meine Mutter

und meinen Vater täte es mir leid, also meine echten. Die würde ich dann ja nie wiedersehen, und das fände ich wirklich traurig, weil die viel netter sind als die Eltern, die ich hier habe.

Am Ende der Treppe ist eine winzige Küche, in der der alte Frittenfettgeruch fast unerträglich ist. Hier also verbrechen Uwe und Klaus ihre Gerichte, die sie mit ihrem großartigen und grammatikalisch völlig falschen Slogan „Besser Futtern wie bei Muttern“ bewerben. An der Fritteuse hängt eine Kopie der Speisekarte. Es gibt aber nur fünf Gerichte:

frittierte Bohnen mit Fritten

frittierte Bohnen mit Currywurst

frittierte Bohnen mit Kartoffelsalat

frittierte Bohnen mit Spiegelei und

frittierte Bohnen mit Kaviar

Kaviar?

Erst im Kleingedruckten der Karte entdecke ich, dass das mit dem Kaviar nur ein Witz von Uwe und Klaus

ist, und das bedeutet, es gibt hier sogar nur vier Gerichte, und alle sind sie mit frittierten Bohnen. IHHH!

Die Küche ist durch einen fettverschmierten Vorhang aus so aufgefädelten Plastikperlen von dem Laden getrennt. Es ist ziemlich eklig, weil die Fäden an meinen Haaren kleben bleiben. Ich zucke zusammen, als würde eine Kakerlake über meinen Kopf laufen. Als ich mit der Hand über meine Haare streiche, fällt tatsächlich eine Kakerlake auf den Boden. Sie bleibt einen Moment liegen, dann krabbelt sie schnell unter die Theke. Aber außer mir hat das niemand gesehen, weil der Laden menschenleer ist, und das wundert mich bei dem Angebot überhaupt nicht.



Die riesige Glasscheibe zur Straße hin ist so dreckig, dass man nicht rausgucken kann, und wenn ich mich hier so umschaue, tun mir Uwe und Klaus fast schon wieder leid. Was die bräuchten, wäre so ein Fernsehkoch-Berater, der runtergerockte Gaststätten wieder aufpeppt. Dann könnte man hier vielleicht was draus machen, irgendwas ohne frittierte Bohnen.

Ich schaue auf das Handy und sehe, dass ich wieder Empfang habe. In meinem Kopf mache ich eine Liste, wen ich zuerst anrufe:

- 1) Eva, die ist ja bestimmt sauer auf mich, weil sie denkt, ich hätte sie versetzt.
- 2) Ludwig, damit der mich abholt.
- 3) Tarek, um mich bei ihm für das vermasselte Spiel zu entschuldigen und mich zu bedanken, weil er der Einzige war, der zu mir gehalten hat.

Meine Eltern werde ich nicht anrufen. Die sollen sich ruhig noch ein bisschen Sorgen um mich machen. Obwohl, so sicher bin ich mir gar nicht, dass die sich wirklich um mich sorgen.

18. Ende gut, fast alles gut

Ich will gerade Evas Nummer in meinem Adressbuch suchen, als ich plötzlich einen lauten Schrei höre.



Erschrocken drehe ich mich um, und genau in dem Augenblick springt ein schwarz gekleideter Ninjakämpfer durch die fettige Scheibe. Ich werfe mich schnell hinter der Theke in Deckung und beobachte von dort, wie sich der Ninjakämpfer gekonnt abrollt. Er geht in die Hocke und scannt mit seinen Augen die Imbissbude. Erst als er mich hinter der Theke entdeckt, entspannt sich seine Haltung. Er richtet sich auf und nimmt das schwarze Tuch ab, das er vor seinem Gesicht trägt.

„Ludwig? Wo kommen Sie denn jetzt her?“, rufe ich überrascht.

„Wieso? Bin ich zu spät?“

„Nein, oder doch, Uwe und Klaus habe ich schon unten im Keller eingeschlossen“, sage ich.

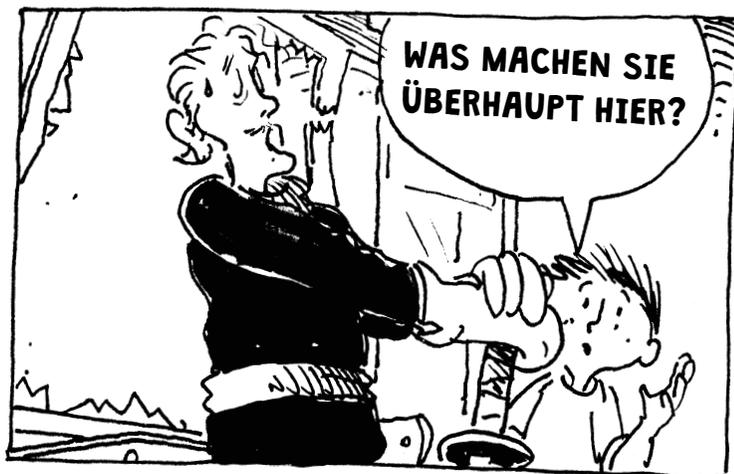
„Wer sind Uwe und Klaus?“, fragt Ludwig und sieht mich verständnislos an.

„Micky Maus und Donald Duck.“

„Wer?“

„Na, meine beiden Entführer“, erkläre ich.

„Sehr gut“, lobt Ludwig und steckt sein Schwert wieder weg.



„Dich befreien, was sonst? Ich bin schließlich nicht nur dein Butler, sondern als dein Bodyguard auch für deine Sicherheit verantwortlich“, erklärt Ludwig. „Ich werde es mir nie verzeihen, dass ich die Entführung auf dem Reiterhof nicht verhindern konnte. Zum Glück konnte ich dich über deine Platin-Titan-Diamant-Kreditkarte orten.“

„Über die Karte?“

„Klar, wenn die kaputtgeht, sendet sie über einen eigenen Satelliten sofort ihre Ortungsdaten an die Zentrale, damit du so schnell wie möglich eine neue kriegst, um weiter einkaufen zu können. Das ist viel exakter als die Daten von deinem Handy, und deswegen war es ganz

leicht, dich zu finden. Draußen wartet übrigens noch jemand auf dich.“

„Wer denn? Meine Eltern?“

„Nein, die sind zu beschäftigt. Schau einfach nach und lass dich überraschen. Ich kümmere mich so lange um Udo und Hans.“

„Uwe und Klaus“, verbessere ich.

„Auch egal, im Keller sagtest du?“

„Ja, aber seien Sie nett zu ihnen. Die zwei sind nicht gerade die Cleversten.“

„Das habe ich auch schon gemerkt“, erwidert Ludwig.

„Ich hatte versucht, den beiden das billige Picasso-Poster aus dem Flur als wertvolles Original anzudrehen, aber sie haben sich nicht drauf eingelassen.“

„Weil sie gemerkt haben, dass es nicht echt ist?“

„Nein, weil sie sich nicht die Bohne für Kunst interessieren.“

„Mir tun sie leid. Sie haben mich ja nur entführt, weil ihr Laden hier nicht läuft.“

„Kein Wunder.“ Ludwig wirft einen flüchtigen Blick auf die Speisekarte. „Besser futtern wie bei Müttern“,

liest er vor und schüttelt den Kopf. „Vielleicht haben sie Glück und können in der Gefängnisküche arbeiten. Die werden da lange bleiben, da haben sie alle Zeit der Welt, um eine Kochausbildung zu machen. Die Zeit reicht sogar, wenn sie fünfmal durch die Prüfung fallen, und richtig Deutsch lernen können die beiden da auch. Und jetzt geh endlich und schau, wer da draußen auf dich wartet. Als sie gehört haben, was passiert ist, wollten sie unbedingt mit.“

Ludwig verschwindet durch den schmierigen Plastikvorhang in die Küche, und ich steige durch die kaputte Scheibe hinaus auf die Straße. Der Rolls-Royce parkt etwas abseits, und am Kotflügel lehnen zwei Menschen. Einer davon trägt einen orangefarbenen Overall, der ihm viel zu groß ist.

„Hey, du Flasche! Wie viel Pfand wollten die für dich haben? Acht Cent?“ Es ist Tarek, der da am Wagen lehnt und jetzt auf mich zugerannt kommt. Er nimmt mich in den Arm und drückt mich lange, so lange, dass es fast schon peinlich wird. „Ich sag es nicht gerne, aber ich habe mir richtig Sorgen gemacht um dich, du

Idiotenkaiser. Jedenfalls bin ich echt froh, dass Ludwig dich da rausgehauen hat.“

„Hat er nicht, ich hatte mich schon selber befreit, als er kam“, widerspreche ich.

„Respekt, Alter, Respekt“, sagt Tarek, und so wie er das sagt, meint er das auch. Genauso wie das mit den Sorgen und dem Idiotenkaiser.

Ich bin ein bisschen gerührt. Es kann sogar sein, dass ich weine. Jedenfalls ist da so ein komischer Schleier vor meinen Augen, und deswegen erkenne ich Eva erst auf den zweiten Blick.

„Mach mal Platz“, sagt sie. „Jetzt bin ich dran.“

Eva umarmt mich auch, aber im Gegensatz zu Tarek wünsche ich mir, dass sie niemals damit aufhört.

„Ich bin so froh, dass dir nichts passiert ist“, flüstert sie mir ins Ohr. „Ich mag dich nämlich. Sehr sogar.“

„Ich auch“, erwidere ich.

„Ach, du magst dich also auch.“





Eva lacht, und das fühlt sich gut an, weil dabei ihre Haare über mein Gesicht streichen.

„Nein, doch, auch, aber ich meinte, ich mag dich“, sage ich so leise, dass Tarek das nicht hören kann.

Eva sagt kein Wort und drückt mich einfach noch ein bisschen fester. Von mir aus könnte sie mich so plattdrücken wie ein iPhone, wäre mir völlig egal. Hauptsache, sie lässt mich nie wieder los.

„Hey, ihr zwei Turtelgeier, jetzt reicht es aber langsam. Das ist ja nicht zum Aushalten, euch beim gegenseitigen Plattdrücken zuzusehen. Außerdem habt ihr Publikum.“

Eva und ich lösen uns voneinander, wenn auch nur widerwillig. Tarek hat recht, es sind tatsächlich ein paar Leute stehen geblieben. Es ist aber nicht ganz klar, ob sie uns oder den Rolls-Royce anstarren.

„Du schuldest mir übrigens noch ein Banana Split. Lass uns da drüben zur Feier des Tages Eis essen gehen, und dann erzählst du uns, wie du deinen Entführern entkommen bist.“ Eva zeigt auf eine Eisdiele, die auf der anderen Straßenseite liegt. Über dem Eingang steht in

roten großen Buchstaben TONI'S EISPALAST, obwohl der Laden mit einem Palast so viel Ähnlichkeit hat wie eine Bruchbude mit einem Märchenschloss.

„Gute Idee“, sagt Tarek. „Wir müssen eh noch auf Ludwig und die Polizei warten, und dann können wir Toni auch gleich mal sagen, dass es korrekt TONIS EISPALAST heißen muss, nicht TONI'S.“

„Die Schulen hier in der Gegend scheinen nicht die besten zu sein“, bemerke ich und überlege gleichzeitig, wie ich es hinkriege, Eva einzuladen, auch wenn meine Platin-Titan-Diamant-Kreditkarte kaputt ist. Vielleicht könnte ich Tarek fragen, der leiht mir bestimmt was. Aber das ist gar nicht nötig. Als ich nämlich in den Taschen meiner grünen Kunstrasenhose nach Kleingeld krame, finde ich da einen letzten Hunderter, der von meiner Spendenaktion noch übriggeblieben sein muss.

„Für Tareks Nachhilfe in korrektem Deutsch lädt Toni uns bestimmt ein“, sagt Eva und lacht.

„Nicht nötig, ich zahle“, erkläre ich großzügig und gehe mit den beiden über die Straße auf die Eisdiele zu.

Es ist einer der besten Momente in meinem Leben.

Das schönste Mädchen der ganzen Welt hat sich bei mir untergehakt, und Tarek hat mir seinen Arm um die Schulter gelegt. Alles fühlt sich irgendwie perfekt an, auch weil ich ja plötzlich so was wie ein Held bin. Tarek und Eva können es jedenfalls kaum erwarten, dass ich ihnen alle Details meiner Entführung und vor allem von meiner Befreiung erzähle.

Ich bin so glücklich, dass ich alles andere vergesse, und das ist ziemlich doof von mir. Weil ich den Gentleman spielen will, warte ich nicht, bis Eva oder Tarek die Tür zu TONI'S EISPALAST öffnen.

Nein, ich Vollpfosten reiße die Tür selber auf und ...

19. Willkommen daheim

... lande wieder in den Kloräumen meiner alten Schule, da, wo alles vor ... zwei? drei? Tagen angefangen hat.



Hier ist in der Zwischenzeit überhaupt keine Zeit vergangen. So wie jedes Mal, wenn ich weg bin. Deswegen steht auch immer noch derselbe Junge am Waschbecken und starrt meine grüne Hose an.

„Hast du dich auf dem Klo umgezogen?“, fragt er mich. „Warum trägst du einen Kunstrasen als Hose?“

„Weil das gerade modern ist“, antworte ich wütend und stürme auf die Flurtür zu. Wenn ich die jetzt aufreiße, lande ich vielleicht in TONI'S EISPALAST bei Eva und Tarek. Aber das klappt natürlich nicht.

Ich stehe auf unserem Schulflur inmitten des endlosen Stroms meiner Mitschüler, die in der Pause auf den Schulhof laufen.

„Schicke Hose.“

Verdutzt drehe ich mich um. Es ist Miriam, die auf meine grasgrüne Kunstrasenhose zeigt.

„Danke, Eva, äh, Miriam“, stammele ich, und weil ich nicht weiß, wohin mit meinen verschwitzten Händen, lasse ich sie lieber in den Hosentaschen verschwinden. Und da spüre ich, dass der Hunderter immer noch da

ist. Der Schein ist das Einzige, was mir von meinen Millionen geblieben ist.

„Hey, du Idiotenkaiser!“ Masud kommt dazu und fängt an zu lachen. „Ist schon Karneval? Gehst du als Fußballstadion oder was?“

Er merkt gar nicht, dass er stört. Miriam steht nämlich immer noch lächelnd vor mir und macht gar keine Anstalten, weiterzugehen. Im Gegenteil, sie schickt ihre Freundinnen schon mal vor auf den Hof und sagt, dass sie gleich nachkäme.



„Du wolltest doch noch meine Mathehausaufgaben abschreiben.“ Ich versuche, Masud dabei vielsagend anzuschauen und gleichzeitig Miriam nicht aus den Augen zu lassen, was ziemlich unmöglich ist.

„Wir haben heute doch gar kein Mathe ...“, sagt Masud, dann kapiert er endlich und zwinkert mir zu. „Aber besser, ich mach das heute, sonst vergesse ich das morgen noch. Am besten, ich setz mich da gleich dran.“

Miriam hat natürlich genau mitbekommen, was hier gerade gelaufen ist. Aber das scheint sie gar nicht zu stören. Sie steht weiter nur da und lächelt mich an, während sich die anderen Schüler an uns vorbei auf den Schulhof schubsen. Es ist, als hätte uns jemand in Steinsäulen verzaubert, und irgendwie ist das ja auch so. Ich lächele zurück, und das fühlt sich gut an. Trotzdem wird es Zeit, dass ich irgendwas sage. Wir können ja nicht ewig hier rumstehen und lächeln.

„Vielleicht hast du ja Lust ... ich mein ... nur wenn du willst ... aber eventuell möchtest du ja mal mit mir Eis essen gehen“, stottere ich und klammere dabei meine

Finger um den Hunderter in meiner Hosentasche. „Ich bezahl auch, zum Beispiel ein Banana Split!“

„Hey! Das ist mein Lieblingsbecher! Woher wusstest du das?“ Miriam lächelt jetzt noch breiter, falls das überhaupt möglich ist.

„Ich habe einfach geraten“, schwindele ich und lächele genauso breit zurück. „Heute Nachmittag?“

„Heute Nachmittag passt super“, sagt Miriam und gibt mir einen Kuss auf die Wange, bevor sie zu ihren Freundinnen auf den Schulhof geht.

Ich werde knallrot, und Masud, der ein paar Meter abseits auf mich wartet, macht einen Kussmund in meine Richtung und lacht sich halb tot.

Mir ist das egal. Ich bin einfach nur glücklich, und da ist es mir völlig egal, dass ich keine Millionen mehr habe. Klar, Ludwig, Eva und Tarek werden mir fehlen,



aber dafür habe ich ja Miriam und Masud und vor allem Eltern, die mich wirklich lieben.
Und hundert Euro für zwei Banana Splits heute Nachmittag habe ich auch. Ich darf bis dahin nur keine Türen mehr öffnen.
Aber das werde ich schon nicht, ich bin ja nicht blöd.



Geboren in Ratingen im Mai 1967, lebt **Rüdiger Bertram** heute davon, sich Geschichten für junge Leser auszudenken und die dann auch aufzuschreiben. Wenn er wie Leo durch eine Tür in eine andere Welt wechseln könnte, würde er gerne einmal durch die Tür seines Arbeitszimmers in eine mittelalterliche Burg verschwinden. Aber nur, wenn er dort mindestens ein Herzog und kein Leibeigener wäre. Da ihm das aber niemand garantieren kann, bleibt er lieber hier und schreibt weiter Bücher. Bislang sind es über 70, viele davon wurden von seinem Freund und ehemaligen Nachbarn Heribert Schulmeyer illustriert. Darunter auch die bekannte COOLMAN-Reihe, die in über 25 Ländern erschienen ist. Bertram lebt mit seiner Familie in Köln, ist aber eher selten zu Hause, weil er so viel auf Lesereise ist.

Heribert Schulmeyer, 1954 geboren, zeichnet leidenschaftlich gern, seit er zwölf war. Nach seinem Abitur studierte er freie Grafik und Illustration an der Kölner Werkschule. Seitdem hat er schon viele Kinderbücher für deutsche Buchverlage illustriert. Er ist Mitbegründer des „Kölner Kästchentreffens“, das sich dem zeitgenössischen Objekt- und Papiertheater verschrieben hat. Schulmeyer, Comic-Fan und Linoldrucker, lebt als freier Künstler in Köln



Leo hat ein Problem mit Türen.
Klingt komisch, ist aber ganz schön spannend.
Wenn er nämlich eine Tür öffnet, kann es sein,
dass er an einem völlig anderen Ort zu einer
völlig anderen Zeit landet.

Diesmal will er nur aufs Klo – und
landet in einer riesigen Villa. Mit Pool
und Butler! Er ist also unvorstellbar
reich. Einfach cool!

Reich sein kann aber ziemlich
gefährlich sein! Leo wird entführt
und eingesperrt.

Und durch verschlossene Türen kann er
natürlich nicht entweichen.

Jetzt muss Leo zeigen, was er wirklich
draufhat...

ISBN 978-3-96129-532-6

WG: 1250



€ 12,99 (D)

www.karibubuecher.de

KARIBU